Die sechs

noblen Passionen.

Festgeschenk für junge Cavaliere.

Von

Wilhelm von Chézy.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1842.

0905(0)*6

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei Hering & Comp.

Vorbemerkung.

Ueber Zweck und Absicht dieser Blätter etwas im Voraus zu sagen, enthalte ich mich gänzlich; von Ironie, wie sie manchem vielleicht das Titelblatt zu verheißen scheint, ist nichts darin zu finden, als eben nur die Ader, welche, wie im Felsgestein das edle Metall, sich in dem strengsten Ernste birgt, und die allein der kundige Bergmann findet. Nur über die Form sey ein Wort vergönnt: als die vorliegenden, einzeln zum Theil schon vor mehr als vier Jahren in einem vielgelesenen Journal abgedruckten Abtheilungen des Büchleins zuerst entstanden, sollten sie im Verein mit mehreren Freunden verfaßt werden — daher

das stolzbescheidene „Wir" des Textes, das später auch noch um der äußern Gleichförmigkeit willen beibehalten wurde, als die ursprüngliche Verabredung wieder aufgelöst worden.

Baden-Baden, Weihnacht 1841.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Das Waidwerk.	
1. Ueberſicht	7
2. Die hohe Jagd	13
3. Die niedere Jagd	61
II. Die ritterlichen Uebungen.	
1. Die Reitkunſt und das Wagenlenken	72
2. Die Fechtkunſt	92
3. Die Schützenkunſt	98
4. Das Tanzen	122
5. Schwingen und Recken	126
III. Das Mäcenat	130
IV. Die Galanterie	154
V. Das Spiel	167
VI. Das Zechen	194

Einleitung.

Unter den so mannichfachen Neigungen und Leidenschaften, welche der Menschen Sinn und Gemüth bewegen, befindet sich eine vielumfassende und im geselligen Verkehr höchst wichtige Classe, welche nicht besser, als mit dem einmal angenommenen ausländischen Namen der nobles Passionen sich bezeichnen läßt, weil die darunter verstandenen Begriffe Beschäftigungen aussprechen, deren Ausübung der Könige und Fürsten, der Grafen und Herren schönste und angemessenste Erholung ist; denn sie stehen einem adeligen Sinn überaus wohl an, und diejenigen von ihnen, welche etwa aus nicht ganz reinen Quellen entsprangen, passen so gut zu einem über die niedern Sorgen des gewöhnlichen Lebens erhabenen Daseyn, daß sie fast unzertrennlich davon scheinen.

Die nobles Passionen können, wie alles Edle und Große, freilich so sehr in's Gemeine gezogen werden, daß sie ihres Namens nicht länger würdig

sind; um sie allesammt aber recht zu üben, so daß sie diesen Namen nicht schänden, gehört dazu ein männliches, unerschrockenes Herz, ein starker, wehrhafter Leib, ein großmüthiger Sinn und irdischer Reichthum, verbunden mit Rang und Ansehen.

Die glänzendste der noblen Passionen ist diejenige, welche vor allen diesen Namen führt, und welche vor allen dazu dient, einen Großen dieser Erde zu bewegen, sogar zu nöthigen, auch seine minder vom Glück gesegneten Standesgenossen und andere wackere Leute seiner Lust theilhaftig zu machen, so daß das Waidwerk um desto edler wird, je mehr Gäste und Jäger den Jagdherrn umgeben.

Um das Waidwerk zu üben, wie es recht zu dem Namen paßt, muß Einer, alle oben angeführten Eigenschaften miteinander verbindend, ein echter und gerechter Cavalier [1]) seyn; und in solchem Falle ist auch das schönste Lob der Persönlichkeit eines Regenten, wenn es von ihm heißt: er sey ein großer Jäger vor dem Herrn, wie weiland Kaiser Max.

---

[1]) Nach der ehemaligen Anwendung dieses Wortes verstehen wir in diesen Blättern unter Cavalier sowohl die Mitglieder des eigentlichen Adels, als auch Diejenigen, welche nach heutigen Begriffen zwar über dem hohen Adel im Range stehen, zu dem sie jedoch, in Anbetracht der äußern Erscheinung immer noch gehören.

Die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen, worunter namentlich die Künste des Reitens, Fechtens, Schießens und Tanzens verstanden werden, sind unter den noblen Passionen nicht zu übersehen. Zwar sind sie noch viel weniger, denn das Waidwerk, ausschließliches Eigenthum der Hochgestellten, aber eben deßhalb muß ein ritterlicher Mann sich ihrer in ausgezeichnetem Grade befleißigen, damit er mit gutem Beispiele Anderen vorangehe, und es nicht etwa von einem jungen Edelmanne heiße: er sey nicht besser, als ein lateinischer Reiter, schieße wie ein Sonntagsschütz, fechte wie ein Studentlein, tanze wie ein Handwerksbursch, welche Alle diese Künste nur gelegenheitlich zu treiben pflegen, wie ihre Armuth an Mitteln, ihr Mangel an Muße es ihnen eben gestatten.

Ohne großmüthigen Sinn und glänzende Stellung ist es nicht wohl möglich, Künste und Wissenschaften zu beschirmen und zu befördern, weßhalb das Mäcenat vorzüglich den noblen Passionen angehört.

Diesen genannten Neigungen folgen noch drei, welche, obschon sie von Untugenden herstammen, und durchaus nicht unerläßlich scheinen, dennoch sich schwer vermeiden lassen, weil ein mannliches Gemüth sich allzusehr zu ihnen hingezogen fühlt; diese sind: die Galanterie, das Spielen und das Zechen, welche, wenn sie nicht mit der gehörigen Noblesse

vereinigt werden, im Stande sind, selbst aus dem hoffnungsvollsten jungen Cavalier einen höchst gemeinen Unhold zu machen.

Die Reihe der noblen Passionen, welche in diesen Blättern geschildert werden soll, möge das ihrige beitragen, den Hohen und Edlen einen Spiegel vorzuhalten, und den in Berufsgeschäften befangenen Leser mittelbar zu ermahnen, seine bescheidenen Ansprüche auf Theilnahme an den noblen Passionen ja nicht zu weit auszudehnen, sondern fein seine Pflichten mit seinen Neigungen in Einklang zu bringen, auf daß nicht ein böser Dorn sein Gewissen stachle, wenn er inmitten der Lustbarkeit sich sagen muß, daß er, Zeit und Mittel verwendend, die Hoffnungen seiner Eltern schmählich täuscht, oder den eigenen Heerd untergräbt.

Unsere theure Jugend aber, die, von edlen Vätern stammend, durch Geburt und Mittel zu hoher Stellung berufen ist, sollte durchgehends und allgemein die Tugenden der ritterlichen Ahnen sich aneignen, sie in Einklang bringend mit den gerechten und billigen unter den vielen Ansprüchen der neuen Zeit. Sie sollte, jeglicher Gemeinheit fremd, selbst ihre Schwächen zu veredeln wissen, wie einst Henri IV., Max Emanuel und der starke August. Ihr sollten Geiz und Habsucht, die gemeine, lichtscheue Liederlich-

keit, die brutale Rohheit, die verweichlichte Ueberfeinerung gleich fremd bleiben.

Wahrlich, der deutsche Adel trägt einen großen Theil der Schuld, wenn die neue Zeit seine stolzen Häupter unter ihren ehernen Tritt beugt, und von der weisen und billigen Maßregel, edle Männer von minder ausgezeichneter Geburt den glänzenden Reihen zu gesellen, sich so sehr verirrt, Helm und Wappenschild Geschöpfen zu verleihen, deren Abkunft und Gewerb auch jeglichem Begriff von dem, was uns edel dünkt, schnurstracks zuwider laufen, und die allein der Götze des Tages schirmt und hebt; aber eben dieses Gold, zusammengerafft mit schmierigen Krallen, aufgehäuft in streng verschlossenen Truhen, nur verwendet, sich zu mehren, übermäßig, wie selbst kaum die Kinder der Schmach, die es besitzen, sich mehren, dieses Metall wird eines Tages denselben Blitz locken, der schon mehr als einmal darauf einschlug. — Doch, es ist nicht unsere Aufgabe, den Verfall des Adels zu erörtern, sondern wir wollen ja nur von Vergnügungen und Zerstreuungen reden, — von den noblen Passionen, denen vollkommen zu genügen, sich Lust, Fähigkeit, Muße und Mittel vereinigen müssen, und an denen Theil zu nehmen Jeglichem soweit verstattet sey, als er dadurch nicht seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gefährdet.

Schmach und Hohn aber Allen, welche reich, prahleriſch und karg zugleich, die noblen Paſſionen zu gemeinen Steckenpferden herabwürdigen! Da findet ſich ſtatt der Großmuth und Freigebigkeit ſchnöder Geiz, ſtatt ehrenvollen Aufwandes die Verſchwendung in unwürdigen Sphären, ſtatt edler Leidenſchaft die gemeine Neigung, und ſtatt des Adels nur ein Wappen oder ein Diplom.

I.

Das Waidwerk.

1. Ueberſicht.

In Germaniens Urwäldern war jeder freie Mann ein geborner Krieger und Jäger, und erfüllte in dieſer doppelten Beſtimmung ſeines Lebens Zweck und Ziel; auch waren dazumal Krieg und Jagd ſo nahe verwandt, wie ſie es heute noch ſind in Amerika's grünen Wildniſſen, denn der Bär, der Wolf und der unbändige Ur waren eben ſo gefährliche Gegner, als der römiſche Soldat, oder dem Deutſchen der Deutſche.

Aus der freien Leute Mitte erhoben ſich zwar, lange bevor Karl der Große das Kreuz an den Ufern der Weſer aufpflanzte, bereits ſchon Häuptlinge, aber erſt mit dem Beginn des Reiches wurden die ehmals Freien und Gleichen theils zu unmittelbaren Freiherren, theils zu Lehensträgern der Freiherren, und endlich zum größten Theil Unterdrückte, denen die neuen Edlen ihre urſprünglichen Rechte entzogen, wie zum Beiſpiel die althergebrachte Freiheit des Waidwerks auf der Erde und im Waſſer.

Und als im Laufe der Zeiten Herren und Grafen für sich nahmen und ihren Nachfolgern als Erbe hinterließen, was ihnen der König nur als seinen Verwaltern zu treuen Händen hatte vertrauen wollen, da wurden aus des Königs Richtern, Schaffnern und Bannerträgern erbliche Reichsfürsten, und aus den Dienern dieser erbliche Lehensträger, so wie anderwärts wieder kleinere Besitzer des Reiches Unmittelbare blieben. Unter diesen Gestaltungen wurden die Vorrechte, die wir im Allgemeinen Regalien zu nennen pflegen, immer bestimmter, und die Berechtigten wachten immer strenger darüber, daß ihnen keines geschmälert werde.

So ward nun die Jagd ausschließliches Eigenthum der Edlen, auf welche die Neigungen und Pflichten der ehemaligen Freien übergegangen waren, nur daß, wenn auch immer noch der Krieg ihr Geschäft blieb, doch die Jagd weder Nothwehr noch Erwerbsquelle mehr, sondern vorzüglich ihre Lustbarkeit und ihr Stolz war. Und aus diesen Zeiten stammt diejenige Gestalt des Waidwerks, welche seine Uebung zu einer adeligen Beschäftigung erhob.

Die neuere Art der Kriegführung mit Fußvolk und mit Feuerwaffen veränderte durchaus die Stellung der unmittelbaren Grundherren zum Reiche, der mittelbaren zu den großen Lehensherren, welche der Hoheitsrechte immer mehr erwarben, so daß endlich der Reichsverband nur ein leerer Schall war, der nach und nach verhallte. Und als der westphälische

Friede einer gewaltigen Umwälzung sein Siegel aufgedrückt hatte, näherten sich die rauhen Sitten des Mittelalters mit starken Schritten der Verfeinerung, aus dem Turnier der schwergeharnischten Lanzenbrecher bildete sich das Ringelrennen, und aus der Jagdlust erwuchs la noble passion, bei deren fürstlicher Ausübung kein möglicher Schmuck des Luxus fehlen durfte, wie bei der stolzen Jägerei des kaiserlichen Hofes, so auch im Gefolge des kleinsten Freiherrn. Zwar waren Aufwand und Pracht der Jägerei in früheren Zeiten nichts weniger, als unbekannt, aber in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zeigte sich darin eine glückliche Mischung von ritterlicher Mannhaftigkeit, wie sie sich durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges gerungen, und von Verfeinerung, die von da an nur zu bald in Ueberfeinerung und Harbeutelei übergehen sollte, aber noch auf dem rechten Puncte hielt, so daß wir diesen Zeitpunct sehr wohl für das goldene Alter der edlen Jägerei erklären mögen, so wie überhaupt aus dem Geiste jener Zeiten sich etwas Besseres hätte entwickeln können, als das steife, pedantische achtzehnte Jahrhundert, wäre nicht, gleich einer Sündfluth, von Frankreich aus die Leichtfertigkeit hereingebrochen, um sich mit der schwerfälligsten Schulfuchserei zu verbinden.

Das Waidwerk zerfällt in Abtheilungen, die von Erde, Luft und Wasser die Namen führen. Die Jagd der Thiere auf der Erde und der Vögel theilt sich in die hohe und niedere; die Jagd im Wasser, insofern

ſie das Fangen der Fiſche bezweckt, heißt Fiſcherei, während die Fiſchottern, Biber und Duckenten zwar, wie ihre Nachbarn, die Fiſche, zu den Faſtenſpeiſen gehören, aber dennoch unter die Gegenſtände der niedern Jagd gerechnet werden.

Die hohe Jagd nun iſt das eigentliche fürſtliche und adelige Vergnügen, das des Namens der noblen Paſſion ganz würdig iſt; ihre vorzüglichſten Gegenſtände ſind der edle Hirſch, der ritterliche Keuler, der Auerochs und die Gemſe, ſo wie die Vögel des Hochgebirgs, welche beim Falzen geſchoſſen werden, der Auerhahn und der Birkhahn (welcher auch Spill- und Schildhahn heißt), endlich von reißenden Thieren der Bär.

Die niedere Jagd iſt ein ſchon mehr allgemeiner Zeitvertreib, ſey es nun, daß ſie als Treibjagen oder mit dem Vorſtehhund ausgeübt werde. Sie erfordert nichts, als einige leicht zu erwerbende Erfahrungen und durch Uebung zu erlangende Fertigkeit im Schießen, ſo daß die vereinzelte und nur zeitweiſe Ausübung derſelben zu den Vergnügungen des größeren Publicums gehört, und einer etwas ſtarken Leibesbewegung zur Beförderung des Blutumlaufes gleich zu achten iſt. Dennoch gehört auch die niedere Jagd in das Gebiet der noblen Paſſionen, und wird, wenn auch nicht in Hinſicht des Gegenſtandes, eben ſo edel als die hohe durch die Art der Ausübung; namentlich gehört hieher das Hetzen der

Füchse und Hasen mit dem Windhund und berittener Jägerei.

Für vornehm gilt, auch unseren jetzigen Begriffen nach, das uralte Vogelstellen auf dem Herd, von dem ein Kaiser einst den Beinamen erhielt, obschon sonst das Fangen in Netzen und Fallen nicht mehr sonderlich hochgeachtet wird. Die Anglomanie hat auch das Angeln zu einer adeligen Beschäftigung gestempelt; doch ist es allein die Mode, welche diesem ungeselligen, nüchternen Vergnügen eine nur vorübergehende Währung gibt.

Die Falknerei, welche einst einen der edelsten Zweige des Waidwerks bildete, ist seit Langem gänzlich abgekommen, sollte aber, schon wegen des fürstlichen Aufwandes dabei, wieder in Aufnahme gebracht werden, und zwar nach jenem großartigen Zuschnitt, dessen sie sich in früheren Zeiten erfreute, und wodurch die Hofhaltungen des Mittelalters den entscheidenden Schritt zu derjenigen Ausbildung des Waidwerks thaten, welche im siebenzehnten Jahrhundert wie wir oben erwähnten, in solchem Glanz sich zeigte. Die Jagd mit Stoßvögeln ist, dem Range nach, die Zwillingsschwester der hohen Jagd, deren Ausübung, ohne sie, immer noch mangelhaft bleibt, obschon der Gegenstand der Falknerei dem kleinen Waidwerk angehört.

In unsern Tagen wird die Jagd mit stets abnehmendem Glanz ausgeübt, doch können wir immerhin noch sehr ausgezeichnete Mitglieder im Orden

der noblen Paſſionen finden, und auch ſolche, welche alles Waidwerk in einer weitumfaſſenden Vereinigung mit Lieb' und Luſt zu betreiben wiſſen, wodurch ſie zeigen, daß die Kunde von einer noch prachtvolleren Vergangenheit mehr denn ein Mährlein ſey, ſo wenig dieſe Kunde glaublich klingt in Ländern, wo Beſitzer und Pächter durch die Jagd Geld gewinnen möchten, und zum Theil auch wieder den Wildſtand unverhältnißmäßig deßhalb vermindern, weil die Bauerſame, durch eine allzugütige Geſetzgebung frech gemacht, den Ertrag der Ernten durch keck geforderten Wildſchadenerſatz um Vieles zu vermehren ſucht, was auch meiſtens gelingt, denn in manchem deutſchen Land iſt es jetzt hergebracht, in zweifelhaften Fällen denjenigen Recht zu geben, von denen man eigentlich, ſo lange ſie nicht ein Anderes erweiſen, vorausſetzen ſollte, daß ſie im Unrecht ſeyen, wie unter Andern auch Wald- und Wildfrevlern gegen Forſtleute, Landſtreichern gegen Gensd'armen. Und wie wenig man den Bauern überhaupt in ihren Angaben wegen Wildſchaden trauen ſollte, beweist das Beiſpiel jenes Drechslers, der einen ergiebigen Handel mit Dachspfoten aus Buchs trieb; die harmloſen, ehrlichen Landleute ſtahlen des Nachts ihr eigenes Welſchkorn, und drückten die Dachspfoten daneben auf dem Boden ab. So war der Beweis fertig, der Vortheil klar.

2. Die hohe Jagd.

Der beneidenswertheste Vorzug der Hohen auf dieser Welt ist der, daß sie von jeder Lust des Lebens beinahe den leichten Champagnerschaum schlürfen können, ohne daß der Becher mit der Hefe sich ihnen, wider ihren Willen, zu den Lippen drängen dürfte. Und so auch bietet vor Allem ihnen das Waidwerk nur das, was es von Vergnügen in sich hegt, und verlangt dagegen allein Liebe und Lust zu seinem fröhlichen Treiben, und die ritterlichen Eigenschaften, ohne deren Besitz ohnedieß Niemand sich so leicht dazu hingezogen fühlt; die eigentlichen prosaischen Müheseligkeiten, von der obersten Anordnung und Leitung an bis zum Geschäft des Treibers, fallen willigen Dienern anheim, und für des Herrn Vergnügen und Lustbarkeit allein müht sich der Oberjägermeister, arbeitet und führt der Waidgesell den Leithund und richtet die andern Rüden ab, jeglichen nach seinen Fähigkeiten, so daß er den Schweißhund lehrt, das angeschossene Wild zu verfolgen, den Saufinder, des Ebers Lager anzuzeigen, den Hetzhund, die widerstrebende Beute frisch zu packen und zu decken, den Bracken, der Fährte folgend, Laut zu geben; und der Erste wie der Letzte des Gefolges und der Dienerschaft setzen ihren höchsten Ruhm darein, daß des Jagdherrn Lust recht ungestört von Statten gehe.

Die hohe Jagd in ihrem höchsten Glanz, wird

auf deutsche Art als eingerichtetes Jagen, auf französische als Parforcejagd betrieben. Das deutsche eingerichtete Jagen gilt für die prächtigste Gattung, ist aber minder mannhaft, seit die Saufeder und der Fänger schier überall von dem Geschoß verdrängt wurden; die Parforcejagd ist gewöhnlich minder feierlich, aber um so ritterlicher; beschwerlicher noch ist das nächtliche Anspringen des falzenden Hahnes, aber die Pracht des Geleites und der Anordnung dabei bezieht sich nicht auf die Augenblicke, darinnen diese Jagd still und vorsichtig auf einsamen Bergeshöhen ausgeübt wird, sondern auf das Verweilen in den unwirthlichen Wäldern, in hochgelegenen Jägerhäusern oder Hütten, wo an jedem Tage der Jagd wenigstens zwanzig Stunden müßig hingebracht werden müssen.

Ein Hauptjagen einzurichten erfordert nicht wenig Mühe, Zeit und Kosten. Wochenlang muß das Wild nach und nach aus weitem Umkreis in den abzusteckenden Bezirk getrieben werden, unter der Leitung einer zahlreichen und wohlerfahrenen Jägerei. Eine große Menge von Leuten ist vonnöthen, um zu treiben, zu wachen, die Lappen zu stellen und dann die Tücher. Nichts Kleines sind die Zeuge, die Zeugwagen und die Bespannung derselben, sowie der Holzaufwand, den allein schon die nächtlichen Wachfeuer verursachen.

Das Einrichten jedoch ist die Sache der Jägerei,

die belehren zu wollen dieß Büchlein sich nicht anmaßt; wenn ein Laie aber über die sehr alte Art solches zu bewerkstelligen, genau sich unterrichten will, so verweisen wir ihn auf Döbel's Jäger-Practica. Der wackere Döbel, der älteste Schriftsteller über die gesammte Jagd- und Forstwissenschaft, ein Mann, der als Lehrbube und Jägerbursche seine Laufbahn begonnen, ist für practische Jäger immer noch ein geachteter Lehrer, und viele neue Autoren (wie z. B. Honau über Zucht und Dressur der Jagdhunde) haben aus dem Schatze eigener Erfahrung wenig mehr und nichts Besseres schöpfen können, als aus seinem Werke, [1]) und da er noch dazu den Glanz des edlen Waidwerks erlebt, obschon den allmähligen Verfall bereits dunkel ahnend, so ist es wohl um so verzeihlicher, wenn auch in diesen Blättern manche seiner Darstellungen und Lehren sich wiederspiegeln, besonders da es ja unser Zweck ist, vielfach auf das Jägerleben der Vorfahren hinzudeuten, und das Bild davon nur aus älteren Ueberlieferungen uns klar machen können.

Die Meinung, welche der alte Waidmann über das deutsche eingerichtete Jagen ausspricht, zeichnet so klar die Ansicht seiner Zeit darüber, daß wir uns

---

[1]) Wie wir kürzlich aus Buchhändleranzeigen ersehen haben, ist durch einen Nachkommen Döbel's in unserer Zeit eine neue Ausgabe der Jägerpractica veranstaltet worden. (Leipzig, 1828, Gleditsch.)

das Vergnügen nicht versagen können, die folgende Stelle aus seinem Werke wörtlich anzuführen.

„Hauptjagen," schreibt er, „sind zuweilen über die Maßen nöthig, aber auch dabei nützlich und plaisirlich. Nöthig sind sie, wenn das Wildpret sich zu sehr mehret und den Unterthanen das Getreide, Kraut und Gras abäset. Damit nun die Unterthanen dieses Alles erhalten mögen, so sieht die hohe Landesherrschaft, wenn sie darum aller- und unterthänigst supplicirens dahin, daß die Zahl des Wildes eingezogen und vermindert werde. — Hingegen sind sie auch sehr nützlich, denn dadurch wird nicht nur des Landesherrn Zehrgarten und Küche mit gutem Wildpret versehen, sondern es sind Allerhöchst- und Höchstdieselben auch allezeit so gnädigst, das Meiste davon zu verschenken; die größte Nutzbarkeit aber kommt daraus, daß der Landmann die auf den Feldern liegenden Onera und Abgaben seiner hohen Landesherrschaft abtragen kann. — Wie nun der Landmann den größten Nutzen davon hat, so lassen sich die hohen Landesherrschaften daran begnügen, daß sie den Unterthan dadurch erleichtern, und behalten einzig und allein das Plaisir für sich, daß sie sothanes Wildpret durch ein Jagen erlegen, und haben ihre Freude an dem Staate, so dabei gemacht wird. Ja, ein Jeder, welcher dergleichen Jagd nur gesehen, wird gestehen müssen, daß das Plaisir dabei eine recht Königliche und Fürstliche, diesen Hohen der Welt eigenthümliche Lust und Ergötzung sey, und immerdar bleiben werde."

Jene Zeit aber, die so reich noch war an Wild aller Art und an edlen Jägern, sah auch Jagden, von denen die größte Zahl unserer Mitlebenden kaum einen Begriff hat, weil fast überall das Waidwerk seine einstige Würdigkeit verloren, und ihm der feierliche Ernst fehlt, der, obschon er nicht ohne einen gewissen Beischmack von Pedanterie war, viel dazu beitrug, den Jägern und der Jagd eine wirkungsreiche Folie zu leihen.

Denkt euch einen lustigen freien Plan, mitten im Walde gelegen, in weitem Eirund von hohen Tüchern umspannt; das ist der Laufft, in den das Wild zum Schuß getrieben werden soll. Hier erhebt sich ein luftiges Bretterzelt, geschmückt mit Laubgewinden, Zweigen und wehenden Wimpeln, welches in der Jägersprache der Schirm heißt, an dessen rechter Seite die gesammte Jägerei, in ihren schönen grünen Röcken, geschmückt mit Hirschfänger und Horufessel, sich aufgestellt hat, voll ungeduldigen Stolzes den Augenblick erwartend, da die Lustbarkeit beginnen soll, welche sie mit Aufwand all ihrer Kräfte, Künste und Erfahrungen seit so langer Zeit vorbereitet. — Da wird es mit einemmale laut auf dem Weg, der kürzlich erst durch das Gestrüp des Waldes frisch gebahnt worden; zwischen den Stämmen hindurch blinken die gallonirten Kleider rasch einhersprengender Vorreiter; über den weichen Boden fliegen sechs- und vierspännige Kutschen, oft rauschend unter der Berührung gestreifter Aeste; bald neben, bald hinter den

Kutschen galoppirt auf muthigen Rossen das zahlreiche Gefolge, eine Schaar geladener Gäste, der Schwarm der Hofherren, Junker und Pagen und hinterher der Troß der Stallknechte. Plötzlich öffnet der Laufft die zu diesem Behufe eingerichtete Pforte, durch welche der flüchtige Zug dem Schirm zueilt, begrüßt von dem Jubel der harrenden Jäger. Alsbald füllt sich das Bretterzelt; um den Fürsten reihen sich die Vornehmsten der Gäste, die Damen und Cavaliere, während die Büchsenspanner die Gewehre in Bereitschaft setzen, Rosse und Wagen den Platz räumen und der Laufft sich schließt. Endlich gibt der Oberjägermeister das Zeichen; die Hüte schwenkend und das Jagdgeschrei ausstoßend, zieht die Jägerei in Reih' und Glied dem hinabgelassenen Rolltuch [1]) zu, gefolgt von den Hunden und ihren Führern, bis am Rolltuch die Hatzhunde abschwenken, um sich in die Hatzschirme neben dem Schirm zu begeben; die Jagdhunde folgen den Jägern, bis sie, bei beginnendem Treiben gelöst werden. Der Oberjägermeister begibt sich in seine Loge beim Rolltuch, um anzuordnen, wann dasselbe auf- oder zuzumachen;

---

[1]) Das bewegliche Tuch, welches das umstellte Jagen vom Laufft trennt. — Wegen einiger andern, aus dem Zusammenhang leicht verständlicher Ausdrücke der Jägersprache bitten wir den Leser, sie uns gelten zu lassen, weil wir sie nicht überall vermeiden können, obschon wir uns in Anwendung derselben der möglichsten Zurückhaltung befleißigen.

ebenda stehen auch hinter einem Schirm Trompeter und Paucker, um jeden jagdbaren Hirsch, der zum Laufft kommt, anzublasen.

Nun beginnt es, im Jagen sich zu regen; von den Zeugen her rücken die Treibleute vor, die gelösten Hunde geben Laut auf den Fährten. Endlich senkt sich das Rolltuch, und in wilder Flucht zeigt sich ein Haupthirsch, weit hinter sich die lautenden Bracken; er verdoppelt seine Schnelligkeit, da urplötzlich das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Paucken ihn schreckt und scheucht, bis vom Schirm her ein Pulverblitz aufgeht und noch unter dem Knall des Schusses der Flüchtige zusammenstürzt. Dem Jagdherrn gebührt der erste Schuß und er hat sich dieser Ehre würdig bewiesen; die Höflinge aber haben keine Muße, ihrer Bewunderung Worte zu leihen, denn dem ersten Hirsch folgt rasch ein zweiter, ein dritter, ein vierter, begrüßt von der grellen Musik und dem knatterden Gewehrfeuer; der Andrang beim Rolltuch wird so groß, daß des Oberjägermeisters scharfer und geübter Blick sich verwirrt und er nicht mehr im Stande ist, vor unjagdbaren Hirschen und vor Schmalthieren den Laufft zu sperren; diesen folgen Rehe und Damwild und auch Meister Reinecke weiß keinen andern Ausweg vor den Hunden. Die flinken Büchsenspanner können kaum schnell genug mehr laden, und mancher Schuß geht in's Blaue, so hitzig werden bei dem Anblick des zahlreichen Wildes die Schützen, vorzüglich aber die Damen, so daß die Fröhner oft

in nicht geringer Gefahr ſchweben, wenn ſie die erlegten Stücke herbeiſchleppen, die Hatzhunde, wenn ſie losgelaſſen werden, um die Fehler der Schützen gut zu machen, die Waidleute, wenn ſie den Hatzhunden folgen, um die angeſchoſſene Beute abzufangen, die jagdbaren Hirſche mit dem Hirſchfänger, die ſchlechten mit dem Knicker.

Unter der Niederlage des Rothwildes bietet ſich alsbald den Blicken ein neues Schauſpiel; aus dem Jagen brechen die Sauen und mit erneueter Luſt gehen die edlen Jäger an's Werk. Aber nun gilt es nicht allein, die Kunſt des Schützen zu bewähren; hier läßt der kühne Cavalier ein Hauptſchwein auflaufen, dort verſucht ein vorwitziger Page ſeine ungeübten Kräfte an einem Friſchling, während ſein Geſpan, der Schnelligkeit und Gewandtheit ſeines Roſſes, ſo wie den kaum erlernten Künſten der Reitbahn vertrauend, mit der Saufeder ſich an einen ſchlechten [1]) Keuler wagt, das Beifalllächeln der Damen zu gewinnen, die vielleicht kaum ſeiner Acht haben. Und indem die ſchwache Hand des unbärtigen Knaben an einer Seite ſicher das Ziel trifft, geſchieht es wohl, daß an der andern die ſtarke Fauſt eines ritterlichen Mannes wankt, und des Keulers Hauer ihm die Seite trifft, ſo daß er, ſchwerverletzt, hinweggetragen werden muß; aber das ſtört nicht die Luſt,

---

[1]) Schlecht bedeutet hier jung und noch nicht völlig ausgewachſen.

denn fort und fort krachen die Büchsen, schmettern beim Rolltuch die Trompeten, wirbeln die Paucken, geht das rasche, bunte Treiben fort, bis endlich beim linken Flügel die Jägerei sich wieder zeigt, die Hüte mit Brüchen [1]) geschmückt und gegen den Schirm ziehend, das Waldgeschrei erhebt, worauf Flügel- und Hüfthörner das Jagen abblasen; so wiederholt sich noch zweimal das „Jo ho, hochho, ho!“ wonach immer ein Satz geblasen wird.

Die Feuerröhre schweigen jetzt, und die Büchsenspanner athmen hoch auf; dem Jagdherrn naht der Oberjägermeister, um ihm den Bruch aufzustecken, worauf denn dieser „allezeit so gnädig ist, den Hut abziehend, für das Jagdplaisir sich zu bedanken.“ Nun stecken Herren und Damen Brüche auf, als Ehrenzeichen von gefällten Hauptthirschen, „denn um schlechte Hirsche darf kein Bruch aufgesteckt werden,“ sagt der Altmeister.

Sobald die Ehrenzeichen des grünen Reises vertheilt sind, wandelt der Oberjägermeister sein freundliches Gesicht in die strengste Amtsmiene, um zu fragen, ob nicht etwa wer vom Wildpret anders gesprochen, als ein echter Waidmann soll, mit den Füßen auf und über die erlegten Stücke getreten und geschritten, oder „sich sonsten unrein im Jagen verhalten?“ — So nun Einer sich etwas dergleichen hat zu Schulden kommen lassen, wird er angezeigt;

---

[1]) Bruch: ein grünes Reis.

denn die Jagdgenossen passen immer einander auf, um sich gegenseitig zu fangen, und das Blatt schlagen zu sehen, was durchaus keine Beschimpfung, „auch den Rechten nach," bedeutet. Das Waidmesser wurde nach der von Alters hergebrachten Weise noch im achtzehnten Jahrhundert gegeben, bis in neueren Zeiten die Gewohnheit entstand, die Strafe durch ein Trinkgeld für die Jägerei abzukaufen. Das Verfahren war folgendes: der Verurtheilte mußte, nachdem er sein Seitengewehr abgegeben, sich quer über den stärksten der gefällten Hirsche legen, wobei an manchen Höfen die umherstehenden Cavaliers und Jäger ihre Waidmesser ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dieß vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockschöße zurückgeschoben und der Oberjägermeister trat hinzu, oder der erste Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Messer zuckte, bliesen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem ersten „Pfund" sprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme": Jo ho! das ist für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn; bei dem andern: Jo ho! das ist für Ritter, Reiter und Knecht'; beim dritten: Jo ho! das ist das edle Jägerrecht! Worauf die Jägerei das Waldgeschrei erhob, und der Gestrafte mit einem Kratzfuß sich zu bedanken hatte.

Den Schluß des fröhlichen Tages bildeten von jeher die Tafelfreuden und volle Becher; und da

Waidleute bekanntlich recht wacker trinken können und wollen, so ist es nicht mehr als billig, daß auch die Jägerei nicht nur mit der nothwendigen Atzung sondern auch mit überflüßigem Getränk versehen werde, damit männiglich sich vollzechen möge nach der Väter Weise. Doch heutzutage pflegen meistens die Herrschaften nach beendeter Jagd sofort heimzufahren, und den reichlichen Trunk vertritt, oft sehr ungenügend, das Trinkgeld.

Zu bemerken ist noch, daß, wenn im Jagdrevier ein größeres Wasser sich befindet, das Wild hineingesprengt und von dem am Ufer errichteten Schirm oder von Kähnen aus erlegt wird. Ein See oder Teich gibt dazu die beste Gelegenheit, und es ist schön anzusehen, wenn das Wild über die klare Fläche hinrudert; ein Fluß macht schon mehr Mühe, weil das Zeug querüber gezogen werden muß. — Die Wasserjagden waren einst so beliebt, daß manche Herren irgend ein geringes Bächlein in ihrem Revier dämmen ließen, um wenigstens einen See en miniature daraus zu bilden.

Minder kostspielig und feierlich, als das große eingerichtete, ist das Bestätigungsjagen, aber für den gewöhnlichen Gebrauch um so angemessener, als der Jagdherr nicht wochenlang sein Vergnügen hinausschieben muß, denn wenn zu guter Zeit im Sommer die Jäger mit den Leithunden auszogen, so kann der Herr immer wissen, wo es etwas zu schießen

gibt, und darnach in größter Schnelle ein Jagen anordnen. Dazu gehört übrigens ein angemessener Wildstand, wie er sich nur selten mehr findet, und vollkommene Jäger, wie sie heutzutage nicht überall mehr anzutreffen, denn aus den Waidleuten sind an vielen Orten ganz und gar Holzbeschauer geworden, die oft sogar noch scheel angesehen werden, wenn sie mit Gewehr und Hund einherziehen, wo die Jagd nicht mehr der Herrschaft, sondern des Pächters ist. Auch ist der Leithund da, wo es weder Hirsche noch Sauen gibt, nicht wohl zu arbeiten und zu führen; doch ist er dann auch sehr entbehrlich.

Der Leithund ist des hirschgerechten deutschen Jägers Stolz und Zier, weßhalb auch Gesell sein gewöhnlichster Namen; und wenn zum Behuf der schnell einzurichtenden Jagd in einem Bezirk bestätigt werden soll, steht großentheils des Jägers Ehre in des Hundes Macht; er erntet hier den Lohn, wenn der Hund gut, den Hohn, wenn der Hund schlecht gearbeitet ist.

Auch bei dem Bestätigungsjagen wird der District mit den hohen Zeugen umstellt, und das Wild in den Laufft getrieben, den kein Rolltuch sperrt; doch wird ein minder großes Revier auf einmal in Anspruch genommen, so daß die Wildbahn geschont bleibt und das Vergnügen sich vervielfachen läßt. Die Pracht und der Aufwand dabei können indessen dieselben bleiben, wie bei einem eingerichteten Jagen.

Der Schirm im Laufft des bestätigten Sau-

lagens muß gehörig erhöht seyn, um die Damen sicher zu stellen, und es ist auch gut, ihn mit einem Ofen zu versehen, weil diese Jagd am Besten in der kalten Jahreszeit anzustellen ist; von den Cavalieren jedoch wäre billig zu erwarten, daß sie zu Fuß die Hauptschweine auflaufen ließen, und darauf zu Roß die schlechten Keuler und Bachen. Frischlinge sollte man nur mit dem Hirschfänger fangen. — Diese Art der Jagd ist sehr ritterlich und vornehm, wird aber leider bald ein Mährchen seyn.

Das Kesseljagen bedarf keiner weitern Vorbereitungen, insoferne sich der Jagdherr auf seine Jäger und ihre Hunde verlassen kann. An Zeug ist nicht viel nöthig dabei, weil von Außen nach Innen zu getrieben wird, und sogar der Leithund für den Augenblick entbehrlich, wenn der Jäger früher fleißig war und den Wildstand auswendig weiß. Für die Schützen werden keine besondern Schirme verfertigt. — Kesseljagen heißt auch ein vollkommen umstelltes, sobald kein Lauffst dabei angebracht ist.

Nachdem wir nun von der deutschen Jagd gesprochen, wie sie großen Herren und edlen Jägern wohl anstehet, wollen wir, bevor wir zur Parforcejagd übergehen, noch von einigen andern Arten des adeligen Waidwerks, in Kürze reden, die theils an und für sich lobenswerth, theils auch bloß zulässig sind, insofern nur dabei die Hauptsache nicht vernachlässigt wird.

In einem Zwinger wilde Thiere zu halten und dieſe untereinander kämpfen zu laſſen, war eine ſchon von den alten Römern hergebrachte Sitte; dieſe Thierkämpfe aber ſtehen bloß in einer ſehr fernen Beziehung zum Waidwerk, haben jedoch immer mehr Bedeutung, als ihr trauriges Surrogat: Hahnen- und Wachtelkämpfe. Auch kam es nicht ſelten vor, daß mannliche Jäger ſich mit irgend einer wilden Beſtie im Zwinger in einen Kampf einließen, um dieſelbe auf gut waidmänniſch zu erlegen. — In dieſelbe Kategorie gehören die ſpaniſchen Stiergefechte.

Ein ehemaliges Hoffeſt war das Fuchsprellen, das ordentlich zu vollführen ſtarker und gewandter Jäger Geſchäft war; manchmal wurden auch auf dieſe Weiſe Juden in die Höhe geſchnellt, doch nicht bei öffentlichen Feſtlichkeiten, — heut zu Tage iſt dieſer gute Brauch gänzlich abgekommen.

Das Streifjagen iſt eine Luſtbarkeit, die der Jagdherr auch ganz allein ſich machen kann (mit dem gehörigen Gefolge ſeiner Jagdleute, verſteht ſich). Er zieht mit den Hatz- und Fanghunden an die Dickichte, darinnen an demſelben Morgen erſt Hauptſchweine, ſchlechte Keuler oder grobe Sauen beſtätigt worden. Dort werden die Finder gelöst, welche, ſobald ſie es gefunden, das Schwein verbellen und ſtellen, worauf der Jäger möglichſt ſchnell mit den Hatzhunden nachzieht, und das Wild, wie es von den Packern gedeckt iſt, abfängt — oder, nach der neueren, minder ritterlichen Art, ſchießt. Für die Hunde iſt

die Saujagd ziemlich gefährlich, denn es heißt: „wer Schweinsköpfe essen will, muß Hundsköpfe dran wagen;“ doch kann man die Hunde durch eine Art Panzerhemd sichern, nur daß sie dann dadurch an ihrer Flüchtigkeit verlieren.

Das Treibjagen ist die heutzutage noch beliebteste Art; die alten Jäger hielten nicht sonderlich viel darauf, würden aber die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie sähen, wie jetzt auf den meisten der verpachteten und verödeten Jagdreviere getrieben wird, so daß es oft ein Spott und eine Schande ist. Dazu kommt, daß in vielen Ländern die Jagdfrohnden abgeschafft sind, und man den groben Bauern Geld und gute Worte noch obenein geben muß, damit sie nur treiben. Wird aber ein Klopfjagen gut eingerichtet und geführt, so ist es wohl die zweckmäßigste Art, um Hasen und Füchse zu schießen, und auf dem Brachfeld gar lustig anzusehen. Doch bemerken wir dieß nur beiläufig, da wir hier von der hohen Jagd zu reden haben, wozu billig auch die Raubthiere gerechnet werden sollen, den Fuchs etwa ausgenommen, den zu erlegen jedoch überall heilsam und lobenswerth ist. Auf jeden Fall halten wir es für passend, hier dieser interessanten Classe einige Bemerkungen zu widmen, obschon der Bär allein von ihnen zur hohen Jagd gehört.

Das vornehmste aller europäischen Raubthiere ist der Bär, jetzt ein seltener Gast deutscher Wälder

auf hohen Gebirgen, doch ehemals des Jägers stets erwarteter Feind, noch im vorigen Jahrhundert vielfach in Bärengärten und in Zwingern gehegt, und sogar oft genug in den Klüften der Gebirge zu finden. Der Bär ist stark und groß, friedlich, wo ihn nicht Hunger oder Zorn bewegen, in gereiztem Zustand aber furchtbar, dabei, trotz seines plumpen Ansehens schnell und gewandt, und, bei allem Anschein trägen Stumpfsinns, mit scharfen Sinnen und guten Geistesgaben ausgerüstet. Er lebt gewöhnlich gepaart mit einem und demselben Weibchen, und ist, im gefangenen Zustande, ein guter Nachbar für seines Gleichen.

Ein junger Bär läßt sich sehr gut erziehen und abrichten, doch muß man sich hüten, ihn zu reizen, damit nicht seine angeborene Wildheit hervorbreche, die ihn leichtlich sogar der Dankbarkeit gegen den eigenen Erzieher vergessen machen könnte. So hatte der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August der Starke, einen Bären eine Zeit lang um sich, den er selbst erzogen, und mit dem er zu spielen pflegte, gleichwie mit einem Hündlein. Ein besonderes Vergnügen fand der König daran, seinen Zögling auf allerlei Weise zu necken, und sich an dessen scherzhaftem Zorn zu ergötzen; aber eines Morgens, da August beim Frühstück dem Bären eine Semmel etlichemal vorhielt und schnell zurückzog, wurde der Geneckte im Ernste wild, richtete sich brummend empor, und ging auf den König los, der mit der linken Hand den Tisch ergriff, um die Bestie sich vom

Leibe zu halten, mit der rechten aber einen Hirschfänger, womit er den immer ärger wüthenden Gegner endlich fällte. Unterdessen war, von dem Lärm gelockt, das Hofgesinde herbeigekommen, und wollte den schwerverwundeten Bären vollends abfangen; da gebot der König, denselben in ärztliche Pflege zu geben, und ihn, wo möglich, herzustellen. Dieß gelang, und August wollte, furchtlos, wie er war, den Bären zu sich nehmen, gab aber dem Zureden zärtlich für seine Sicherheit besorgter Lippen nach, und sandte denselben nach Hohenstein in den Bärengraben. Dort lebte der verbannte Günstling traurig und mürrisch, sich von seinen Genossen absondernd; einige Augenblicke wehmüthiger Freude genoß er, wenn der König, der dieß bei seinen Besuchen auf Hohenstein nie vergaß, zu ihm an's Gitter trat. Den Scheidenden begleitete der Bär stets mit herzzerreißendem Geheul, wobei der starke August sich kaum der Zähren soll erwehrt haben. Nach des unglückseligen Bären Tod kam es erst an den Tag, daß vor jenem verhängnißvollen Auftritt in des Königs Cabinet ein Hofdiener dem Thier das Frühstück gestohlen hatte, so daß es grimmig geworden aus lauter Hunger.

Auch verstehen die Bären Scherz, bis zu einem gewissen Grad nämlich. Sie werden nicht im Ernste bös, wenn in den Zwingern, wo sie jetzt noch gehegt werden (wie zu Bern im Bärengraben oder zu Paris im Pflanzengarten), das lose Volk sie mit Leckerbissen an Schnüren neckt; aber sie stellen sich, wenn

sie den Spaß merken, gar bald an, als gäben sie auf das Spiel nicht Acht, und erhaschen dann im Nu die Beute, bevor der Reckende von dem anscheinend plumpen, schwerfälligen Gesellen sich dessen versieht. So erzählen Jäger auch folgenden Zug: Ihrer zwei begegneten einst einem Bären; der erste schoß und fehlte, des andern Kugel streifte, worauf jener sich niederwarf, dieser einen Baum erkletterte. Ohne sich um den Liegenden, der ihm nicht weh gethan, zu kümmern, kletterte der Bär dem andern nach, höher und immer höher, bis zum Gipfel, wo er die Branke hob, und dem bebenden schlechten Schützen einen Schlag gab, der den getroffenen fleischigen Theil sehr zerfetzte; womit zufrieden der Bär wieder bedächtig zurückkletterte und davonging.

Weil der Bär, wenn er sich einmal wo angesiedelt hat, gerne bleibt, und seine bestimmten Wechsel einhält, so kann man ihn recht wohl mit Klotzfallen fangen, mit Selbstschüssen erlegen. Auf dem Pürschgang oder auf den Ständen beim Treiben ist es rathsam, daß immer zwei Schützen beisammen, und nicht nur mit Feuerwaffen, sondern auch mit guten Seitengewehren versehen seyen. Wenn der Jäger Leib gegen Leib mit dem Bären kämpfen muß, und demselben keinen Fang beibringen kann, soll er ihm eine Branke weghauen; von einem höhern Standpunct aus, etwa von einem Baum, mag er den Nachklimmenden zwischen den Augen fangen, oder auch ihm die Tatzen durchschlagen.

Vor vielen Jahren machte ein Deutscher eigens die Reise nach Polen, um dort einen Bären zu erlegen. Sein sarmatischer Gastfreund ließ, ihm zu Ehren, ein Treibjagen anordnen, stellte aber den Gast, für dessen Sicherheit besorgt, an einen verlorenen Posten. Der Deutsche ahnte, nachdem er lange auf seinem Platz gestanden, ohne nur die Treiber zu vernehmen, den Zusammenhang, und wandte sich zu seinem neben ihm kauernden Begleiter, einem leibeigenen Knecht, an dessen rostiger Flinte das Schloß mit Drath angeflickt war: „Ich möchte wohl mal einen Bären schießen!“ — „So?“ grinste der Polack und schielte seitwärts mit verdächtigem Lächeln. — „Kennst du dieß Geldstück?“ — „O ja! Das ist ein blanker Kaiserthaler.“ — „Wenn ich den Bären zum Schuß bekomme, sollst du den Thaler haben.“ — „Das ist Euer Spaß, Herr!“ — „Mein voller Ernst auf Cavaliersparole.“ — Der Knecht dachte nach, erhob sich, und winkte dem Deutschen, zu folgen, pfiffig dabei mit den Augen zwinkernd. So gelangten sie, mitten im Dickicht, an eine kleine freie Stelle, die abschüssig sich an einem Bächlein erhob. „Dort kommt er heraus. Haltet Euch still, und laßt ihn Euch auf den Leib kommen. Fehlt Ihr, so treff' ich ihn; drum ohne Furcht.“ Der Deutsche zog ein verdrießliches Gesicht ob des Zweifels an seiner Fertigkeit und an seinem Muth, und warf einen verächtlichen Seitenblick auf des Begleiters jämmerliches Geschoß, indem er den Hahn seiner eigenen glän-

zenden Büchse spannte, aus deren sicherem Rohr so manche Kugel die flüchtige Gemse, den Edelhirsch, den falzenden Hahn und in der Luft den Raubvogel schon ereilt hatte. — Und horch! nicht lange, so brach es gewaltig durch die Aeste und Reiser des Gestrüpps, — der Deutsche legte sich in's Feuer, — und urplötzlich erschien eine dunkelbraune Riesengestalt, die beim Anblick der zwei Männer sich emporrichtete, denn der Bär flieht wohl vor einem entfernten Lärm, nie jedoch vor dem Feind, den er sieht. Da entsank dem überraschten Deutschen zugleich das Herz mit dem Gewehr, und er sprang seitwärts; der Polack aber streckte, ohne damit zur Wange aufzufahren, ganz ruhig die rostige, schlechtgeflickte Flinte vor sich hin, so daß sie den Bären schier berührte, und schoß denselben durch's Herz.

Als beim Abschied der Schloßherr des erlegten Bären Fell in des Gastes Schlitten zu bringen befahl, nach der Polen Brauch, schritt endlich der Deutsche, die unverdiente Ehre ablehnend, zum Geständniß des wahren Hergangs. Wir haben dieß Abenteuer aus seinem eigenen Munde vernommen, und er brauchte sich dessen um so weniger zu schämen, als er seit der Zeit mehr als einen Bären erlegt hatte.

Der Bär wird auch mit schweren Hatzhunden gejagt, und ihn bei solchen Gelegenheiten mit dem Fangeisen anzunehmen, ist eine recht adlige That. Doch braucht auch kein Prinz sich zu schämen, ihn

dabei auf den Kopf zu schießen, denn es gehört viel kaltes Blut dazu, ihn recht zu treffen, und ist gefährlich, ihn nur zu streifen.

In Siebenbürgen soll es nicht zu den Seltenheiten gehören, einen einzelnen Mann zu sehen, der Brust an Brust mit dem Bären ringt, und ihn mittelst eines kurzen Messers erlegt.

Der Wolf ist auf dem europäischen Festland immer noch viel häufiger zu finden, als wünschenswerth, und wird in sehr kalten Wintern, wenn ihn der Hunger an Wohnungen und Ställe lockt, oder der Durst von den versiegten oder gefrorenen Waldbächen zu den großen Strömen treibt, auch angebauten und zahlreich bewohnten Gegenden gefährlich; seine gewöhnliche Farbe ist grau, sehr selten schwarz, seine Gestalt vorne breit und stark, hinten aber schmal, so daß sein Gang sehr unbeholfen und kreuzlahm aussieht.

Der Wolf gehört in allen Beziehungen zum Hundegeschlecht, und aus seiner Vermischung mit denselben entstehen die sehr geschätzten Wolfshunde; dennoch ist er des Hundes geborener Feind, und so sehr in seinen natürlichen Anlagen ihm entgegengesetzt, daß er nie gezähmt wird, wäre er auch noch in den Tagen der Blindheit eingefangen und auf's sorgfältigste erzogen worden. Bei kaltem Wetter rotten sich die Wölfe zusammen, und welch Unheil sie dann anzurichten im Stande sind, davon geben noch aus unsern Zeiten Berichte Kunde, welche oft fabelhaft

lauten, aber meistens nur allzuwahr sind. — Da vernehmt ihr mit Grausen von dem Schlitten, der auf der Schneebahn über Polens endlose Haiden fliegt, von flüchtigen Rossen schnaubend gezogen, ohne daß die Geißel nöthig hätte, ihre dampfenden Flanken zu treffen, denn sie hören hinter sich die heulenden Wölfe, die, langsam dem Anschein nach, aber dennoch mit sicherer Schnelligkeit, wie die Strafe auf der Spur des Verbrechens, folgen, die Nase auf der Fährte; — von einem reisigen Zug, dessen Karabiner, Pistolen und breite Klingen nur dazu dienten, die Beute der angreifenden Bestien zu vermehren, denn die Wölfe zehrten nicht bloß Mann und Roß, sondern auch ihre erlegten Brüder auf; — von dem einsamen Reiter, der zur Winterszeit sich in den Bergen der Auvergne verspätete: ein Knabe, den auf seinem Lager das ferne Geheul der Raubthiere nicht entschlummern ließ, vernimmt mit einemmal ein herzzerreißendes Hülfsgeschrei, welches immer näher kommt, so daß er, trotz Angst und Kälte, sich nicht enthalten kann, aufzustehen und an's Fenster zu treten, wo er im Mondschein den Reiter herbeieilen sieht, und hört, wie derselbe vor dem Wirthshaus um Einlaß und Hülfe schreit, ohne daß ihm eine andere Antwort wird, als hinter ihm ein scheußliches Geheul, wobei das Roß sich bäumt, wild ausschlägt, und, von den Sporen auf's Neue getroffen, von dannen stiebt, während ein Rudel Wölfe um die Ecke biegt, von denen

einige mit ihren unhörbaren Tritten [1]) und die Nasen am Boden vor der Wirthshausthüre die Fährte suchen, und die anderen heulend und bellend, die Nasen im Wind, an der Mauer unter dem hohen Fenster des lauschenden Knaben hinaufstehen, bis jene die Spur wieder annehmen, und diese, da sie die nahe Beute am Fenster nicht zu erreichen vermögen, ihnen folgen, mit unheildrohender Genauigkeit die Fährte des Reiters einhaltend, der jetzt rettungslos verloren ist, denn weit und breit ist keine Menschenwohnung mehr, die ihn schirmend aufnehmen könnte.

Einzeln, und namentlich am hellen Tag, ist der Wolf selten furchtbar, und es ist schon vorgekommen, daß einen solchen ein entschlossener Mann mit einem derben Knittel todtgeschlagen hat. Auch wird behauptet, daß ihn der Klang einer Geige in die Flucht treibe.

In England ist seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts, in Schottland seit der Mitte des 16. kein Wolf mehr zu treffen, dagegen findet man deren noch in Frankreich und manchmal in Rheinpreußen, höchst selten in Tyrol, nicht allzuoft in der Steyermark und den Gebirgen von Oesterreich, und häufiger wieder in Ungarn, Polen, Rußland.

Die beste Art, die Wölfe auszurotten, ist die, sobald sie in einem Revier sich zeigen, möglichst schnell

---

[1]) „Pas de loup" ist, bei den Franzosen, sogar sprichwörtlich geworden.

ein Hauptjagen einzurichten, denn Fallen, Eisen und Gruben, so wie das Schießen auf dem Anstand sind wohl als gelegentliche Hülfsmittel gut, reichen aber nicht aus, weil die Wölfe weder bestimmte Wechsel halten, noch an einem Orte lange weilen.

Der Anfang eines Hauptjagens auf Wölfe wird eben so gemacht, als sollten Hirsche und Sauen umstellt werden; sobald dieß geschehen, wird das im Kreis befindliche Rothwild soviel als möglich von den Raubthieren abgeschieden, indem man es über durchgestellte Falltücher treibt, die vor den Wölfen, wenn sie nahe kommen, stets aufgezogen werden; die Sauen treibt man hinaus, indem man sie unter den Zeugen durchbringt; keineswegs jedoch ist es rathsam, einen Laufft anzulegen, sondern die Schützen sollen sich in's Jagen stellen, und darinnen die rege gemachten Wölfe schießen. — Für die Jäger ist dabei so wenig Gefahr, daß davon zu reden nicht der Mühe lohnt; doch sollen ungeübte Schützen davon bleiben, weil die Wölfe, so lahm sie aussehen, dennoch sehr flüchtig und nicht leicht zu treffen sind. — Sie werden wohl auch eingelappt und unmittelbar darauf getrieben, mit Hunden zum Schuß gebracht oder gehetzt, zuweilen auch in aufgestellte Garne gesprengt, und darinnen mit zweizinkigen Gabeln, gleich den Heugabeln, erlegt, oder, wie die Waidleute sagen: todtgeschlagen.

Da übrigens mehr daran liegt, die Wölfe zu vertilgen, als sie zu Jagdvergnügen aufzubewahren,

wie mit dem Wildpret geschieht, oder doch geschehen sollte, so ist es gut, in Gegenden, wo sie sich öfters zeigen, alle Nebenhülfsmittel zu ihrer Ausrottung anzuwenden, und namentlich auch die Wolfsgärten nicht zu vergessen, die wohl mehr noch nützen, als Gruben, Fallen, Eisen, Selbstschüsse und Schießhütten, wenn sie zweckmäßig angelegt und versehen werden.

Der Luchs und die wilde Katze sind fast überall sehr selten, und stets nur gelegentliche Gegenstände der Jagd; der Fuchs hingegen gibt stets noch einen schätzenswerthen Anlaß zu Jagdvergnügungen, vorzüglich in England, woselbst auch durch die Benennung „Fuchsjäger" auf eine gewisse Weise das bezeichnet wird, was wir etwa durch den Beinamen eines wilden Jägers oder eines Nimrods ausdrücken. Deßhalb können wir nicht umhin, erst noch einen Blick auf die englische Fuchsjagd zu werfen, bevor wir dem Hauptgegenstand der noblen Passion, zum Hirsch, uns wieder zuwenden.

Auf dem Heideland von Leicestershire steht ein unbedeutendes, aber als Dorado der englischen Jäger berühmtes Städtlein, Melton-Mowbray, wo zur Jagdzeit sich die vornehmsten Waidleute versammeln, wenn man anders mit dieser Benennung Leute bezeichnen darf, deren Treiben nur einen leichten Beischmack vom edlen Waidwerk hat, so daß es eigentlich mehr in das Fach der Reitkunst gehört, und sich durch nichts so sehr an die noble Jägerei anschließt, als

durch die großen Kosten; denn es ist gewiß für einen Privatmann aller Ehren werth, wenn er allein an die Meute und die Rosse jährlich ungefähr 50,000 fl. wendet.

Die Jagd selbst wird dort in Leicestershire, das wir vor allen andern nennen, da es der Tummelplatz der vornehmen Jäger ist, auf gutes Glück hin begonnen, ohne daß der Fuchs vorher wäre bestätigt worden. Die Reiter sind ungefähr zur Mittagsstunde auf dem Platz, wo die Meute, um zu suchen, in die Gebüsche von Stachelginster gelassen wird. Unter den Jägern herrscht gewöhnlich keine Ordnung, und es ist alles Mögliche, wenn man sie dahin bringt, nicht vor dem Fuchs herzureiten; jedenfalls aber stürzt ein ganzer Haufen nach, sobald die erste Koppel einen Fuchs hinaussprengt, ohne nur den übrigen Hunden Zeit zu lassen, ebenfalls die Fährte anzunehmen, durch welche Uebereilung nur allzuoft die Jagd verdorben wird, und jedenfalls die zurückgebliebene Meute, wenn sie nicht gar in Gefahr kommt, zusammengeritten zu werden, indem sie zwischen den Pferden durch den vordersten Hunden nachzukommen trachtet, doch wenigstens die Witterung des Fuchses verlieren muß. Im guten Fall kommt endlich wohl die ganze Meute zusammen, dafür werden aber der Jäger, die gewöhnlich an zweihundert stark sind, immer weniger, was bei dem von Gräben, Hecken und Gehegen durchschnittenen Boden kein Wunder ist. Bis die Hunde den Fuchs haben, etwa nach Ver-

lauf von anderthalb Stunden, in denen wenigstens zehn englische Meilen zurückgelegt, und allenfalls die Pferde einmal gewechselt wurden, finden sich von hundert Jägern kaum sechs auf dem Platz; die übrigen kommen theils bald, theils später nach, oder auch gar nicht, und dann noch glücklich genug, wenn sie nicht Hals und Bein gebrochen, oder gar ihre edlen Rosse zu Schanden geritten haben.

Wenn Lord Chesterfield nach seiner ersten Fuchsjagd ganz treuherzig seine Genossen fragte, ob denn je ein Mensch zum Zweitenmale eine solche Jagd mitmache? so darf man hinzufügen, daß ein echter Waidmann ihm von ganzem Herzen beistimmen müsse. Einem deutschen Jäger sind auch die rothen Röcke der brittischen Fox-hunters ein Gräuel, den sein an das lustige Grün gewöhntes Auge schwer verwindet.

Nach dieser Abschweifung wollen wir also zum edlen Hirsch zurückkehren, und diejenigen unserer Leser, welchen wir in den vorhergehenden Blättern einen nothdürftigen Begriff von der deutschen Jagd beibrachten, über das Wesen der Parforcejagd in so weit belehren, als es für Laien allenfalls wünschenswerth seyn dürfte. Wenn wir übrigens von der entschwundenen oder entschwindenden Herrlichkeit des Waidwerks reden, so ist es minder unser Zweck, zu belehren, als in der cavaliermäßigen Aufführung der Väter den Söhnen einen Spiegel vorzuhalten, in welchen sie nicht ohne wehmüthige Betrachtungen werden blicken können; denn zu der Zeit, als es noch

edle Jäger ganz nach dem Herzen Gottes gab, da umgaben auch den Fürsten als Räthe die Landherren, deren Nachkommen jetzt von beſoldeten Rednern ihrer ehemaligen Grundholden ſich müſſen ſchulmeiſtern laſſen.

Die Parforcejagd, deren Gegenſtände der Hirſch, und dann nebenbei das Wildſchwein ſind, hat noch viel von jenem kecken Anſtrich, von jener vorwärts ſtrebenden Raſtloſigkeit, welche das Waidwerk des Mittelalters auszeichneten, bei welchem, wie wir ſchon erwähnten, nicht die Pracht des Geleites und der Anordnung für das eigentliche Vergnügen galt, denn jeglicher begehrte, mit eigener Mühe und Gefahr das Wild ſelbſt zu finden und zu fällen, wie wir vom ſtarken Sigfried im Nibelungenlied leſen, und vom ritterlichen Kaiſer Max vielfach vernehmen; davon nun ging in ſpäteren Zeiten noch manches auf die deutſche Jagd über, das ſich wieder nach und nach verlor, oder noch verliert, wie auch die franzöſiſche Parforcejagd von ihrem eigenthümlichen Gepräge vielleicht einiges eingebüßt hat, aber nichts deſto weniger ein ächt adeliges Vergnügen bleibt.

Wenn die engliſche Fuchshetzerei Pferde und Hunde zur Hauptſache macht, ſo hat ſie darin Aehnlichkeit mit der Parforcejagd, nur daß die letztere edler iſt, nicht allein in Hinſicht auf ihren Gegenſtand, ſondern auch weil ſie auf gut waidmänniſch betrieben wird.

Die Erziehung und Verpflegung der Hunde ist eine schwierige Angelegenheit, und mindestens eben so wichtig, als die eigentliche Dressur. Sie müssen im Zwinger gehalten werden, gesunde, stets reinliche und trockene Ställe bewohnen, und je für eine gewisse Anzahl von Jungen ist es sogar nothwendig, eine eigene Milchkuh zu haben, so daß eine mannichfache Bedienung durch sie in Anspruch genommen wird.

Die besten Parforcehunde sind die englischen und französischen, die bei starkem gedrungenem Körperbau dennoch sehr flüchtig sind. In England wird bei den Meuten alles auf die Reinheit der Racen gehalten, und es ist in der That bejammernswerth, daß dort eine so große Anzahl der vorzüglichsten Hunde zu nichts anderem verwendet wird, als den Fuchs über Stock und Stein zu sprengen.

Derselbe Fall ist es mit den englischen Pferden, so daß für das jetzt übliche tolle Hetzen der Fuchsjäger ein halbzüchtiges gar nicht mehr ausreicht, während schon ein solches für die Parforcejagd sich vortrefflich eignet, und sogar vor den Vollblutpferden manchen Vorzug in Rücksicht auf seine Bestimmung besitzt, denn wenn es gut zugeritten wird, ist es gelenkig auf dem Vordertheil und setzt sich gern auf die Hanken, welche beide Eigenschaften ein brittischer Reiter selten zu schätzen weiß; er verlangt einzig und allein von seinem Roß die Schnelligkeit des Vogelfluges und die Fähigkeit, über die höchsten Hecken und

die breiteſten Gräben zu ſetzen, zu welchem Behufe er hin und wieder Vollblutpferde gebraucht, meiſt aber Stutzſchweife (Cock-tails), die entſtehen, wenn das von einem edelblütigen Hengſt und einer halbblütigen Stute ſtammende Pferd wieder mit reinem Blut gepaart wird.

Das gewöhnliche engliſche Jagdpferd, wenn es auch nur von einem Halbbluthengſt und einem Zugpferd ſtammt, iſt ein ſchönes und kraftvolles Thier, ſieht ſtattlich aus und trägt den Kopf gar ſtolz auf dem langen Hals, wobei der Nacken leicht gebogen erſcheint. Doch bedürfen wir heutzutage keiner engliſchen Zucht mehr, da in verſchiedenen Gegenden des Feſtlandes ganz vortreffliche Thiere zu finden ſind, bis auf die eigentlichen Rennpferde, denn in dieſem Fach behaupten die Racen von Newmarket immer noch den Vorzug. —

Schon mit der erſten diätetiſchen Erziehung der Parforcehunde beginnen auch die Anfangsgründe der Dreſſur, indem diejenigen, welche eine Meute ausmachen ſollen, im Zwinger ſo viel als möglich zuſammengewöhnt, und ſchon ſehr früh zu Gehorſam und Aufmerkſamkeit angehalten werden. Im vierten Monat bereits werden ſie, je zu zweien, an einen alten Hund gekoppelt, auf die Art, daß ein Weibchen zwei junge Männchen, und umgekehrt, ein Männchen zwei Weibchen zu führen hat. Von da an geht die Dreſſur immer weiter, bis endlich die Meute durch das Trainjagen ganz ferm gemacht wird; das Trai-

niren aber geschieht auf künstlicher Fährte, die ein Jäger hervorbringt, indem er die Läufe eines kurz vorher geschossenen Hirsches an der Leine hinter sich herschleppt, in raschem Trabe fortreitet, und sowohl den Anfang dieser künstlichen Fährte, als auch die Widersprünge und Rückgänge verbricht, (mit einem Bruch bezeichnet,) so daß die nachfolgenden Jäger ganz genau sehen können, ob die Meute die Spur einhält und im Stande sind, die vorkommenden Fehler zu verbessern.

Auf diese Weise hat die Jägerei vollauf zu thun, um die Meute abzurichten, nicht geringe Arbeit durch die Dressur der Pferde und durch andere Pflichten, unter denen das Suchen und Bestätigen mit dem Leithund eine der wichtigsten ist; dafür aber ist der Tag der Jagd auch wieder ein Ehrentag und ein Fest für sie, der für alle aufgewendete Mühe und Arbeit reichlich entschädigt.

Die glänzende Gesellschaft, welche sich auf dem Stelldichein versammelt, zählt schwerlich so viel der edelsten und theuersten Pferde, als sie sich bei Melton-Mowbray schaaren; dafür aber sitzen in den Sätteln Reiter, die sich stolz neben den vorgebeugten sitzlosen Fuchshetzern dürfen sehen lassen, während sie dabei noch die Zuversicht hegen können, hinter einer wohlgeordneten und geleiteten Jagd ihren kecken Ritt zu machen; sie wissen bereits, wo der Hirsch steht, der heute ausersehen worden, und wie viel Enden er zählt, und keiner von ihnen denkt daran, die Ordnung

zu stören, sondern sie lassen die Jägerei und die Meute voranziehen, und horchen fleißig auf die Zeichen, welche das Gelaut der jagenden Hunde, die Hornfanfare ihnen geben, sobald der Hirsch lancirt (aufgesprengt) und etwa von anderm Wild abgesondert worden, seinen Stand verlassen und sich in ein Dickicht gezogen hat.

Nun werden die Lancirhunde gestoppt [1]), die Meute unter dem Blasen zur Anjagd auf die Fährte gelegt, und, sobald sie Laut gibt, die Fanfare „bonne chasse" geblasen, worauf die edlen Jäger sich theilen, um auf allen Seiten vorzugreifen, und, wo möglich, den Jagdhirsch zu Gesicht zu bekommen. Die rüstigeren wagen sich durch das Dickicht, die bequemeren bleiben meist auf den gelichteten Alleen, auf denen auch in leichten Wagen die Damen nachfahren können, obschon just diese, keck durch ein stattliches Amazonenkleid, gar oft sich den ersteren gesellen, und den Platz im Wagen alten Herren überlassen. — (Ludwig der Vierzehnte z. B. pflegte in seinen spätern Jahren nur zu fahren, sein Viergespann selber lenkend.)

Nun aber kommt es darauf an, daß die Jägerei alle Aufmerksamkeit anwende, um die Hunde auf der

---

[1]) „Stoppen" ist ein gutes altes Wort, aber jetzt nur noch im Hochdeutschen in der Jägersprache gebräuchlich, wo es heißt: die Hunde anhalten; im Englischen hat „stop" noch die ausgedehnte Bedeutung des Wurzelwortes, von dem das deutsche „Stopfen" stammt.

rechten Fährte zu halten, und um stets ihrer Sache gewiß zu seyn, wenn sie der Gesellschaft ein Zeichen zu geben hat, denn ein falsch angebrachter Ruf der Fanfare verwirrt die Jagd, und kann sie auch ganz verderben.

In einem wildreichen Revier nehmen die Hunde, auch die besten, leicht Change an, [1]) theils die ganze Meute, theils nur ein Theil; oft überschießen sie, aus allzugroßem Eifer, bei Widersprüngen und Rückgängen die Fährte, manchmal so sehr, daß diese kalt wird, und die Jägerei den Hirsch auf's Neue lanciren muß. Von diesen und ähnlichen Vorfällen wird die Gesellschaft durch die Fanfare in Kenntniß gesetzt, und hernach, wenn Alles wieder in Ordnung ist, „gute Jagd" geblasen. Die Stoppfanfare deutet auch an, daß die Hunde zurückgehalten werden, weil ihnen durch Widersprünge und Rückgänge der Hirsch zu nahe gekommen; die Fanfare à la vue meldet, daß der Jäger den Hirsch gesehen hat, oder noch sieht, wobei Tauyaut, Tauyaut! gerufen wird, und hier besonders muß der, welcher zuerst ruft oder bläst, seiner Sache ganz sicher seyn.

Wenn der Jagdhirsch an ein Wasser kommt, so schwimmt er durch und die Hunde ihm nach, sobald nicht gleich Jemand bei der Hand ist, sie zu stoppen; wenn es aber gelingt, die Meute noch dießseits zu halten, so setzen einige Jäger mit einem Theil

---

[1]) Die rechte Fährte verlassen und eine andere annehmen.

derſelben über, legen dieſen wieder an, und jagen fort, während die Geſellſchaft den Widergang abwartet, der ſelten unterbleibt, wenn nicht etwa drüben der Hirſch Hallali wird.

Sobald die Fanfare il bat l'eau ertönt, vereinigen die am Ufer vertheilten Jäger ſich auf's Neue, um den Hirſch herüber ſchwimmen zu ſehen und gleich darauf die Meute wieder anzulegen. Manchmal geſchieht es bei dieſer Gelegenheit, daß der Hirſch ſich nicht aus dem Waſſer bringen läßt, und dann bleibt nichts übrig, als daß der Jagdherr ihn auf den Kopf ſchieße, für welchen Fall einer der Piqueurs auch immer eine Pirſchbüchſe mitzuführen hat, und daß vor dem Waſſer das Hallali geblaſen und gerufen werde.

Auf dem Land wird der Hirſch ſo lange gehetzt, bis er nicht mehr weiter kann und ſich ſtellt, das heißt: bis er Hallali iſt. Dieß verkündet die Fanfare der Geſellſchaft, die ſich auf dem Platz vereinigt, während zwei Jäger von den Roſſen ſteigen, ſich dem athemloſen, vorne durch die Hunde beſchäftigten Hirſch vorſichtig von hinten nähern und ihm die Heſſen (die ſtarken Sehnen am Sprunggelenke) durchſchlagen; nun ſtürzt er auf die Hinterläufe, die Hunde fahren zu, und der Fürſtenruf wird geblaſen, worauf der Jagdherr den Hirſch abfängt, während die Jägerei den rechten Handſchuh abzieht, den Hirſchfänger halb aus der Scheide zückt und unter dem Tönen der Fanfaren Hallali ruft.

Der rechte Vorderlauf gebührt dem Jagdherrn

als das erste Ehrenzeichen, die andern Läufe werden nach dem Range vertheilt und an die Hirschfänger gehängt; die übrige Gesellschaft sammt der Jägerei steckt Brüche auf. Der Hirsch wird aufgebrochen, bis zum Kopf zerwirkt, das beste Wildpret hinweggenommen und das übrige in kleinen Stückchen der Meute als Jägerrecht (curée) vorgeworfen; worauf die Jagd abgeblasen wird und der Zug sich zur Rückkehr ordnet, insofern nicht etwa eine neue Meute herbeigebracht und noch ein zweiter Hirsch lancirt wird, was in heißen Tagen, wo der erste, seiner Feiste wegen, gar zu bald Hallali geworden, leicht vorkommen kann. —

Im Munde der älteren französischen Jäger war Chantilly mit seinen Ställen und den Rossen, mit seinen Zwingern und den Rüden, mit seinen Forsten und den Hirschen darin hochberühmt, und sie vergaßen selten auch die Hubertusmesse zu preisen, welche alljährlich am Tage des Patrons aller Waidmänner (am 3. November) in der Schloßcapelle gesungen wurde, wobei der Priester die Hunde des Prinzen einsegnete. — Zu Chantilly war's, wo Condé dem reisenden Czar Paul ein prächtiges Gastmahl gab. Und als der Kaiser aller Reussen den weiten, gewölbten, so eigenthümlich gebauten Saal mehr noch lobte, als selbst die fürstliche Einrichtung desselben, da lächelte der Wirth und meinte, die Ausstattung sey freilich nur für den Augenblick da, zu Ehren des gekrönten Gastes, die Säulenhalle aber von dauernder Bestimmung — nichts mehr und nichts weniger als ein

Stall. Paul war entzückt über dieſen Scherz, und in der Freude ſeines Herzens deutete er von fern den Wunſch an, noch in derſelben Nacht einen Hirſch zu hetzen, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er die Ausführung für unmöglich halte. In dieſen Aeußerungen mochte ſich wohl auch eine kleine Bosheit, eine Art Rache für den Scherz bergen; dieſe jedoch verfehlten ihren Zweck, denn Condé kam nicht aus der Faſſung, flüſterte nach einer Weile mit dem unbefangenſten Geſicht einem Pagen einen Befehl zu und gab ſich dann wieder ganz den Pflichten eines aufmerkſamen Wirthes hin. Draußen aber ward es laut und rege. Durch das Schloßthor flogen reitende Boten, um des Prinzen Vaſallen aufzubieten, und nicht lange, ſo ertönte auf den umliegenden Dörfern die Lärmglocke, bei deren Schall die Landleute ſich vor den Kirchen ſammelten, um des Herrn Befehle zu vernehmen. Unterdeſſen war im Schloßhof die Jägerei in voller Thätigkeit; ein Theil zog ſchleunig zu Holz, um Alles zu ordnen, was ihr erhaltener Befehl erheiſchte, die Meute folgte bald zum Rendezvous, die Beſuchknechte ließen ſich angelegen ſeyn, nochmals den Hirſch zu beſtätigen, den der Jagdmeiſter unter denen, deren Stand ihm angeſagt worden, ausgeſucht hatte, und trafen Sorge, ſeine Wechſel zu verlappen, damit er nicht in der Dämmerung zu Felde ziehe. — Als nun die zehnte Stunde ſchlug, meldete der Prinz dem Czar, daß Alles zur nächtlichen Jagd bereit ſey, und die Geſellſchaft ſtieg

zu Pferde. Paul hatte das kaum ausgesprochene Gelüste gleich wieder vergessen, und war höchlich verwundert, den scherzhaften Wunsch so schnell, wie durch den Zauberstab einer Fee, sich erfüllen zu sehen. Zum Stelldichein ritten die Jäger durch eine Doppelreihe aufgestellter Fackelträger, und der alte Forst, von vielen tausend Lichtern erhellt, bot einen mährchenhaften Anblick dar; der Hirsch in seinem Dickicht mochte wohl glauben, draußen glänze noch der Tag, und hatte sich bisher nicht gerührt, als endlich die Lancirhunde ihn aufsprengten, und er, plötzlich von einem Feuermeer umgeben, vor den Fackeln zurückprallte und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, gradaus durch die beleuchteten Alleen stob, da auf seiner Fährte die Meute lautete; rechts wie links hinderte ihn der Lichtglanz, in's Dickicht zu fliehen, und so ging sein Pfad nur gradaus, bis irgend ein hellloderndes Feuer mitten im Weg, oder ein prasselndes Bouquet von Schwärmern ihn wieder in einen Seitengang schreckte. Diese Jagd glich dem Treiben des Hackelbergers, wenn er, unter Hörnerruf und Peitschengeknall, von grellen Blitzen beleuchtet, unter den Hufen seiner Rosse den rollenden Donner, mit der gespenstigen Schaar durch die düstern Wolken im Sturme reitet, zuweilen die Wipfel der alten Eichen streifend und knickend, daß der Raubvogel und der Schuhu krächzend auffflattern, das gescheuchte Wild sinnlos an Stämme und Steine prallt, und der Landmann, unter dem wankenden Strohdach sich vielfach

bekreuzend, alle Heiligen zu seinem Schutze ruft. — Endlich stellte sich der Hirsch, mehr noch aus Verwirrung und Schreck, als aus jener Ermüdung, welche einer langen und anstrengenden Flucht zu folgen pflegt, und eine Jagd nahm ihr Ende, die in der Geschichte des Waidwerks kaum ihres Gleichen finden mag.

Die Hubertusmesse von Chantilly war zwar weder so unerhört, noch so abenteuerlich, als jene Hirschjagd bei Fackelschein, aber es muß dennoch kein alltägliches Schauspiel gewesen seyn, die ganze Schloßcapelle mit andächtig aufhorchenden Hunden gefüllt zu sehen. Die Hauptmasse bildeten die Parforcemeuten, und um diese schaarten sich, unter der Aufsicht besonderer Führer, die klugen treuherzigen Leithunde, die falschen spitzbübischen Windhunde, die ehrenfesten Hetzhunde und Packer, die Saufinder, die Schweißhunde. Die Aufseher, mit langen Gerten bewaffnet, sorgten dafür, daß ihre Zöglinge mit dem gehörigen Anstand zuhörten und den Segen empfingen, der sie für ein ganzes Jahr zu ihrem Beruf stärken sollte. — Diejenigen, welche in dieser Ceremonie eine Entweihung des Heiligen zu sehen geneigt sind, mögen bedenken, daß es keine wirkliche Entweihung gibt, als die aus bösem Willen hervorgeht, und da die Hubertusmesse für die Hunde in gutem Glauben gestiftet wurde, so ist es billig, sie als das anzusehen, was sie in der That war: als eine sehr schickliche Zugabe zum übrigen Jagdaufwand, denn bekanntlich ist Gottseligkeit zu allen Dingen nütz.

Viele Leute wollen behaupten, die Parforcejagd sey ein grausames, rohes Vergnügen, und komme deßhalb durch die fortschreitende Civilisation immer mehr in Abnahme. Wenn an dieser Behauptung etwas Wahres ist, so liegt dieß wenigstens nicht im Hintersatz; denn so weit ist es lange noch nicht mit der Civilisation gekommen, daß sanfte Regungen unsere Vergnügungen zu hindern im Stande wären. Hohe und Niedere ergötzen sich ohne die geringste Anwandlung von Mitleid, wenn vor ihnen auf der Scene eine Ballettänzerin nach dem Klange der Musik sich außer Athem hetzen läßt; sie lassen zu ihrer Augenlust den Seiltänzer auf dem Tau nach der Kirchthurmspitze die schwindelerregende Bahn wandeln und hegen dabei höchstens soviel Theilnahme, daß sie die von einem inneren, nicht unbehaglichen Grausen begleitete Erwartung, den Waghals stürzen zu sehen, sich nicht selbst eingestehen mögen; und wenn nur die Menschlichkeit des Jahrhunderts die Frage zu lösen hätte, wir würden alle Tage das fröhliche Geschrei der Jäger, den Schall der Hörner, das Knallen der Peitschen, das Gelaut der Hunde vernehmen. — Das Abkommen der Parforcejagd hat aber Gründe, die so wenig sich vorbringen lassen, daß die, noch dazu meistens nur geheuchelte, Empfindelei im Verhältniß zu ihnen immerhin ehrenvoll genug erscheint.

In den hohen Wäldern der Alpen, auf den einsamen Höhen des Schwarzwalds, und auf manchen

andern Waldgebirgen ſingt im Frühjahr der Auerhahn ſein Liebeslied, durch das er nicht nur die zärtlichen Hennen, ſondern auch den Jäger lockt; und wo hoch über den Waldungen im Mai noch der Schnee die Felſen deckt, da ſchlägt und rollt auf der weißen Fläche der dunkle Birkhahn, und ſtreicht, mit den Flügelſpitzen den Schnee ſtreifend, dahin, wo der erfahrne Waidmann ihn erwartet.

Das Erlegen des Auerhahns ſteht bei edlen Jägern in hohem Anſehen, und der Schwarzwald darf ſich rühmen, alljährlich auf ſeinen wildeſten Höhen die ſtolzeſten Auerhahnjagden zu ſehen; denn wie in den Felſen der Steyermark der berühmte Enkel des ritterlichen Kaiſers Max allen Jägern mit edlem Beiſpiel vorangeht, ſo leuchtet auch bei uns als Muſter mannlichen Thuns der Landesherr und ſein erlauchtes Haus, wie in allem Waidwerk, ſo auch in der Jagd auf den ſcheuen Vogel des Gebirgs, die ein Probirſtein iſt für alle Eigenſchaften, welche ein Waidmann beſitzen ſoll.

Wir haben bisher der Jagden im Vaterlande nicht erwähnt, weil außer den vorbehaltenen Leibgehegen der Großherzoglichen Familie und den Revieren des Fürſten von Fürſtenberg wenig mehr ſich findet, das bei Gelegenheit der hohen Jagd in beſondere Betrachtung käme; ſobald aber von der Auerhahnfalz die Rede iſt, da dürfen unſere Jäger getroſt ein Wörtlein d'rein ſprechen.

Die Gebirge des Schwarzwaldes sehen für den, welcher die Felsen der Alpen kennt, beim ersten Anblick nicht sonderlich hoch und gewaltig aus, und erheben in der That sich kaum bis an die letzte Gränze der Forstvegetation, die nur der Feldberg und der Belchen überragen, der Kandel völlig erreicht; dennoch aber sind sie hoch genug, um den stärksten und geübtesten Bergsteiger auf harte Proben zu stellen, wenn er ihre steilen Halden zu erklimmen, ihre vielfachen Schluchten zu durchklettern hat. Dabei haben die waldigen Höhen die besondere Eigenschaft, daß sie oben fast immer sumpfig sind und vielfache Seen sich auf ihnen finden, deren einer, der Mummelsee, vor allen bekannt und genannt ist.

Zur Zeit, wann dort oben in den weiten Berggehegen der Auerhahn zu falzen anfängt (gewöhnlich um Walpurgis) hat der Waidgesell fleißig am Abend aufzupassen, wo der Hahn sich auf einem Baum niederläßt, denn auf derselben Stelle bleibt er, wenn er nicht zufällig verscheucht wird, bis er gegen Morgen die Hennen zu locken beginnt, die sich nach angebrochener Morgendämmerung unter dem Baum sammeln; läßt sich Abends beim Einfallen der Hahn nicht vernehmen, so muß der Jäger nach Mitternacht ihn belauschen. Dieses Beginnen heißt: den Hahn verhören, und entspricht ganz dem Bestätigen des rothen und schwarzen Wildprets, nur daß es, wenn nicht schwerer, doch beschwerlicher ist.

Die Jagdgesellschaft muß ihr Nachtlager im

hohen Gebirg nehmen, und dieser Aufenthalt ist es, welcher allein, wie wir bereits erwähnten, den Anlaß gibt, die Jagd zu einer Festlichkeit zu machen, besonders wenn eigens zu dem Behuf erbaute Jagdschlößchen bereit stehen, die edlen Waidleute aufzunehmen, wie in den Umgebungen Badens sich ihrer zwei finden, auf der Herrenwiese und auf dem Kaltenbrunn.

Doch möge nun die Schützen ein wohleingerichtetes Schlößchen, eine Köhlerhütte oder auch ein Lager auf dem Moos unter dem Dach der Tannen aufnehmen: sobald die Mitternacht kommt, naht auch für sie der Augenblick des Aufbruchs, je nach den Umständen früher oder später, und jeden Einzelnen führt auf besondern Wegen, oft stundenweit vom Platz des Lagers, ein revierkundiger Waidgesell durch Schluchten, Sümpfe und alle Hindernisse des Bodens, die noch die Dunkelheit erhöht; und hier theilt der Fürst mit dem geringsten seiner Jäger die Müheseligkeit, welche immer noch groß genug bleibt, wenn auch durchgehauene Falzwege sie in etwas erleichtern. Je näher der Schütz dem Stand des Hahnes kommt, desto größer wird die Vorsicht, die er anwendet, sich nicht vernehmbar zu machen, bis jener endlich von Weitem sich meldet. Wenn sein Ohr nicht geübt genug ist, den fernen Ton zu unterscheiden, zupft ihn der Begleiter, um ihn aufmerksam zu machen.

Nun beginnt das Anspringen. Es ist nämlich zu wissen, daß der Hahn, indem er falzt, immer eine gewisse Reihe von Tönen ausstößt, die er mit einem

Zungenschnalzer plötzlich endigt; während dieses Lockrufes, dessen einzelne Sätze die Jäger Spiel nennen, vernimmt der sonst unnahbare Vogel nicht den vordringenden Lauscher, der während dessen immer den Augenblick wahrnimmt, ein paar Sprünge zu machen, so weit er kann; denn sobald der Hahn schweigt, darf sich nichts mehr rühren; das Knistern eines dürren Reises, das Rauschen eines Blattes ist dann im Stande, ihn zu scheuchen, und oft ist der Jäger genöthigt, in der unbequemsten Lage das Beginnen eines neuen Spieles abzuwarten. Einem jungen Waidmann klopft bei diesem Anlaß, je näher er kommt, das Herz so gewaltig, daß er den Vogel dadurch aufzuschrecken fürchtet, und fieberhafte Ungeduld schnürt ihm die Kehle, bis er endlich unter oder neben dem Baume steht, auf welchem er das Falzen hört, oft ohne den Hahn sehen zu können, den dichtes Gezweig verbirgt. Nun ist es Regel, unter der beim Anspringen beobachteten Vorsicht, wo möglich einen Punct zu suchen, von dem aus der Baum sich gegen den Himmel zeichnet, aufzupassen, wo eine dunkle Masse sichtbar wird, die sich bald duckt bald hebt, um den verliebten Vogel während des Falzens zu schießen.

Es ist schon vorgekommen, daß ein Schütz in der Dunkelheit einen Klumpen Schlingkraut in den Aesten für den Hahn hielt, und diesen der Knall des verirrten Schusses nicht von dannen trieb, so vertieft war er im Eifer, seine Sehnsucht zu verkünden.

Die Falzwege werden wohl auch ganz bequem

gemacht, oder gar mit Dielen belegt; doch läßt ſich dieß nicht ſtets ausführen und iſt manchmal eine unnütze Mühe, da öfters der Hahn für gut findet, ſich einen andern Baum zu wählen, als den, zu welchem der Weg führt.

Der einzige bisher bekannte Verſuch, den Hahn zu Pferd anzuſpringen, iſt nicht glücklich ausgefallen. Das Pferd, von einer kleinen Race, war abgerichtet worden, auf einen Druck der Wade immer zwei Sprünge zu machen, und dann bis zur Wiederholung des Zeichens ſtille zu ſtehen, während der Reiter weder beim Sprung noch beim Stillſtehen die auf dem Hals hängenden Zügel anrührte; aber beim erſten Verſuch im Wald rutſchte das Thier auf den feuchten Brettern des Falzweges, ſtürzte, und des Herrn geſpannte Büchſe ging ſo unglücklich im Fallen los, daß es tödtlich getroffen ward. — Jedenfalls ſcheint das Anſpringen des Reiters dem Charakter dieſer Jagd nicht zu entſprechen und die reizenden Schwierigkeiten derſelben in Mißmuth erregende Unmöglichkeiten zu verwandeln.

Welche Anziehungskraft aber dieſe Art des Waidwerks ausübt, zeigt deutlich der Umſtand, daß auch die Wilderer ſo außerordentlich dafür eingenommen ſind, obſchon ihnen ſtets der Hahn mehr koſtet, als einbringt, ſelbſt wenn es ihnen auch gelingt, die geſuchte Beute zu erlegen.

Das Erlegen des Birkhahns auf den Schneefeldern iſt in gewiſſer Beziehung minder ſchwierig,

namentlich für den Schützen, dem das Anſpringen und die dabei ſo häufig vorkommenden Wechſelfälle erſpart werden.

Uebrigens iſt die Jagd auf das edle Geflügel in einer Art immer belohnend, auch wenn ſie fehl geht, weil ſich ſtets ſeltene Bilder vor den Blicken entrollen, welche ungewöhnliche Beziehungen des in der Civiliſation lebenden Menſchen zu der wilden Natur darbieten; denn die nächtlichen Gänge bei Fackelbeleuchtung und in der erſten räthſelhaften Morgendämmerung durch den Hochwald, das Nachtlager auf moosbewachſenem Geſtein, das Erwachen des Tages auf der Höhe, während noch tiefe Nacht Thäler und Schluchten deckt, das glitzernde blendende Schneegefild als Vordergrund zu den tiefliegenden, noch in Duft und Dämmerung träumenden Matten der bebauten und bewohnten Niederung, dieß Alles und noch manches Andere bildet Gegenſätze zum gewöhnlichen Leben, die ihre Wirkung ſelten verfehlen, und ſich dem Gedächtniß um ſo tiefer einprägen, je weniger der Beſchauer an ſolche Eindrücke gewöhnt iſt; doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß die Gewohnheit einen empfänglichen und gebildeten Sinn dafür abſtumpfe, denn was ſie an der einen Seite dem Reiz der Neuheit nimmt, das ergänzt ſie auf der andern durch die Behaglichkeit des wohlverſtandenen, mithin ungeſtörten Genuſſes.

Wenn wir erſt jetzt von der Gemsjagd zu reden anfangen, ſo verfahren wir allerdings nicht in derjenigen Ordnung, die ein ſyſtematiſcher Leſer von uns zu verlangen vielleicht berechtigt wäre; doch verleitet uns dazu die Betrachtung, daß wir dieſen Abſchnitt nicht beſſer ſchließen mögen, als mit derjenigen Jagd, welche die Mehrzahl der deutſchen Waidmänner nur vom Hörenſagen kennt, und die eigentlich nur in ihrer felſigen Heimath etwas gilt, während anderwärts davon ſo tolle und abenteuerliche Fabeln erzählt werden, daß viele Leute ſich entſchloſſen haben, gar nichts mehr zu glauben, woran aber dießmal nicht die Jäger ſchuld ſind, obſchon ſie allgemein als Erzlügner verſchrieen werden, ſondern meiſt Reiſebeſchreiber, die von der ganzen Sache nichts verſtehen.

Die Gemsjagd iſt geſchichtlich ehrwürdig durch den Namen des Kaiſers Maximilian, der ſich ſelbſt nichts lieber nannte, als einen „Gemſenſteiger," auf dem grünen Hut den „Gamsbart" trug, und ein Schütz war, den keiner noch übertroffen, bis etwa auf des Amerikaners Cooper fabelhaften Jäger, deſſen Kugel den Rehbock in voller Flucht zwiſchen den Augen trifft, näher dem rechten oder linken, oder grad in der Mitte, wie es juſt begehrt wird, und der ſonſt noch Kunſtſtückchen ausführt, die Kaiſer Max ſo wenig für möglich gehalten haben würde, als unſere Zeitgenoſſen ſelbſt, die doch mit Schrot ſchießen, und dabei ſich noch etwas einbilden, wenn ſie unter zehn Wachteln nur drei fehlen.

Die Art und Weiſe des kaiſerlichen Waidmanns war, die Gemſen auf dem Pürſchgang zu erlegen, wie es noch heutzutage meiſt geſchieht, und wozu ein ganz erfahrener Jäger und unerſchrockener Kletterer erfordert wird. — Ein gewöhnliches Treibjagen bietet wenig Vergnügen, denn die angeſtellten Schützen müſſen auf öden Klippen viele Stunden lang warten und es dennoch dem guten Glück überlaſſen, ob auch nur eine Gemſe zum Schuß gebracht wird, weil es unmöglich iſt, in den Felſen ſo ſicher die Wechſel zu verſtellen, wie dieß in den Forſten ausführbar iſt. Hingegen iſt ein eingerichtetes Hauptjagen wohl zu bewerkſtelligen, befriedigt aber nicht denjenigen, der es liebt, den Gemsbock in ſeinen eigenthümlichen Revieren aufzuſuchen; denn dieß iſt der eigentliche Reiz dabei, ſo wie beim Erlegen des Auergeflügels, das ſicherlich nicht zur hohen Jagd gerechnet würde, wenn es in den Niederungen umherflatterte, wie die Feldhühner.

Vor einigen Jahren wurde bei Berchtesgaden ein großes Jagen auf Gemſen eingerichtet, und es waren ihrer eine große Menge zuſammengetrieben worden. Hier zeigte ſich König Ludwig als einen echten und gerechten Waidmann, denn in Betrachtung, daß nur der ſich ſolle rühmen dürfen, eine Gemſe erlegt zu haben, der ſich auch die Mühe gegeben, die Felſen zu erklimmen, legte er ſein Geſchoß bei Seite, ließ der Geſellſchaft bedeuten, daſſelbe zu thun und ſich mit ihm als friedliche Zuſchauer an

dem maleriſchen Schauſpiel zu ergötzen, das die vom Gebirg zum und in den See getriebenen Rudel darboten.

Die Gemsjagd iſt bei weitem nicht ſo gefährlich, als viele Leute behaupten wollen; nur ſey der Jäger ſchwindellos und feſt auf ſeinen Füßen, dann wird ihm das Emporklimmen an ſteilen Felswänden, das Hinabſteigen auf ſchmalen Kämmen, das Abfahren an Schneehängen oder über Geröll nicht furchtbar ſcheinen, mithin auch nicht furchtbar ſeyn; er trage die breitſohligen Bundſchuhe, wie ſie der Aelpler trägt, und er mag mit Sicherheit auf jegliche Felſenſpitze ſpringen, wo nur zwei Menſchenfüße Platz finden; vor Allem aber ſey er der Reviere und der Wetteranzeigen kundig, oder mit einem erfahrnen Führer verſehen, denn die eigentliche Gefahr bringen die Nebel, welche den überraſchten Wanderer in weiße Schleier hüllen, ſo daß er die eigenen Füße nicht mehr erblickt, nahen aber höchſt ſelten ſo ganz unverſehens, daß es nicht mehr möglich wäre, die ſchlimmſten Spitzen oder Abhänge vorher zu verlaſſen und wenigſtens einen jener Pfade zu erreichen, auf denen von hundert zu hundert Schritten leitende Steinhaufen zuſammengetragen ſind, die zu irgend einer Sennhütte führen. — So iſt die Gefahr der Gemsjagd in den Gebirgen beſchaffen, auf welchen der Verfaſſer dieſer Blätter in freudiger Jugend dem Waidwerk oblag, und wahrſcheinlich iſt es nicht anders auf den Alpen der Schweiz, ſo daß auch dort

das Unglück nur den Leichtsinn oder die Unbesonnenheit trifft, wo nicht einer jener Zufälle sich offenbart, von denen wir glauben möchten, daß sie „geschrieben standen.“ — —

Die Jagd auf Auerochsen besteht bei uns nicht mehr, und wir können nichts darüber angeben, als was vor einiger Zeit die Zeitungen aus Polen meldeten, daß nämlich dort in einem gewissen Reviere deren gehegt werden, und bei Todesstrafe verboten ist, einen zu erlegen; eine Jagd, die ausnahmsweise angestellt wurde, scheint übrigens dargethan zu haben, daß man die ganze Sache nicht recht angegriffen. Doch können wir, bei dem Mangel aller genaueren Nachrichten, dieß nicht mit Bestimmtheit behaupten. — Unsere Vorfahren erlegten den Ur auf ihre mannhafte Weise, und rotteten ihn aus; auf einer solchen Jagd gewann des jungen Babenbergers kecker Muth der kaiserlichen Gnade ein Pfand ab, das später durch Verleihung der österreichischen Gauen gelöst wurde.

---

3. Die niedere Jagd.

Obschon die hohe Jagd sich als Hauptgegenstand der noblen Passion darstellt, so schließt die niedere sich dennoch innig und eng ihr an, besonders in unsern Tagen, wo es in manchen Ländern kaum einen Hirsch mehr gibt; daher beschränkt das Jagd-

vergnügen manches edlen Waidmanns ſich nur auf dieſe, welche dabei auch nicht von denjenigen verſchmäht wird, die mit Luſt zu andern Zeiten wieder Hirſche und Sauen erlegen, denn jegliches Ding hat ſeine Zeit, und die Abwechslung ergötzt. Die niedere Jagd verliert, wie wir ſchon angedeutet, nur dann ihr adliges Gepräge, wenn ſie, zeitweiſe und vereinzelt ausgeübt, zu dem allerdings ſehr ehrenwerthen Steckenpferd eines kleinen Beſitzers, eines Geſchäftsmannes, eines Bürgers wird.

Die Gegenſtände der niedern Jagd ſind vorzüglich: das Reh, der Haſe, das Kaninchen, der Dachs, das Geflügel des Feldes, Waldes, Sumpfes und Waſſers, als Repphühner, Wachteln, Lerchen, Droſſeln, Faſanen, Schnepfen, Becaſſinen, Wildenten und Wildgänſe und mehrere andere Thiere, je nach der Gelegenheit des Ortes; in ihr Gebiet gehören, nach dem Jagdrecht, die Raubthiere insgeſammt, außer dem Bären, wobei jedoch noch zu bemerken iſt, daß nach den gewöhnlich angenommenen Rechtsbegriffen Jedermann befugt iſt, Bären und Wölfe auf beliebige Weiſe zu erlegen, in ſeinem Eigenthum den Fuchs zu fangen, und die Raubvögel zu vertilgen, wobei meiſt noch für Bären, Wölfe und Raubvögel eine Prämie zugeſtanden wird, die nicht ſo bös gemeint iſt, als aus dem Protocoll jenes franzöſiſchen Dorfſchulzen hervorzugehen ſcheint: „Heute zeigte uns N.N. einen von ihm erlegten Wolf; wir ſchnitten ihm die Ohren ab, und entließen ihn.“

Die vornehmste Art der niedern Jagd ist das Hetzen der Hasen und Füchse auf freiem Felde, dann das Treibjagen; die übrigen Arten sind minder prächtig, aber für den Liebhaber höchst ergötzlich und empfehlenswerth. Die dazu nothwendigen Hunde sind die Windhunde, Vorstehhunde, deutsche Bracken und Dachshunde. — —

Das Hetzen der Füchse mit der Parforcemeute haben wir bereits im vorigen Abschnitt episodisch geschildert, das der Hasen geschieht mit dem Windhund, der übrigens auf dieselbe Art Füchse und Kaninchen fängt, wobei der Jäger auch im Nothfall zu Fuße seyn kann.

Der Windhund mit seinem langen, schmalen Kopf, spitzigen Rachen und den hellen Augen erinnert beim ersten Anblick an eine Schlange, mit der er auch die bösartige Falschheit gemein hat; dabei ist er ein listiger und verschlagener Dieb, und muß dieser schlimmen Eigenschaften halber streng unter steter Aufsicht gehalten werden, und schon um so mehr, da ihm gewöhnlich der Hunger noch ein Sporn zum Stehlen ist, denn er darf täglich nur eine Mahlzeit zu sich nehmen, um nicht etwa an seiner Leichtigkeit einzubüßen.

Einen Hasen zu hetzen läßt man einen Strick (d. h. zwei oder drei zusammengekoppelte und eingehetzte Windhunde) los, nachdem man entweder zu Pferd den Meister Lampe zufällig, oder zu Fuß mit dem Hühnerhund aufgestoßen hat; in letzterm Fall,

wo der Jäger nicht schnell genug folgen kann, muß der stärkste unter den Windhunden abgerichtet seyn, den andern das Anschneiden des erlegten Wildes zu wehren, weßhalb er der Retter heißt. Doch ist das Hauptvergnügen dieser Jagd, den hetzenden Hunden zu Roß zu folgen, namentlich wenn man so glücklich ist, einen Solofänger zu besitzen, d. h. einen Windhund, welcher im Stande ist, ganz allein einen Hasen zu fangen, welche Fähigkeit ihm niemals durch die Dressur beigebracht werden kann, sondern lediglich eine Naturgabe ist, weßhalb auch diese Hunde sehr theuer bezahlt werden.

Da die Windhunde ihre Beute mit den Augen erspähen, und ihre Blicke die Verfolgung leiten, so gehört zum Hetzen ein freies, weites Revier; wo ein solches mit Feldhölzern bestanden ist, werden die Hunde an die Wechsel gelegt, und Hasen oder Füchse hinaus und ihnen zugetrieben.

Die kleinere Art dieser Windhunde heißt Windspiel, und wird zum Hetzen der Kaninchen gebraucht, nachdem man diese durch Dachshündchen aus dem Bau getrieben und dessen Röhren verstopft hat.

Ein Pferd von edler Race, das oft den hetzenden Hunden folgt, wird leicht so leidenschaftlich, daß es stets den Hasen selbst im Auge behält, und oft dem Reiter allein die Obliegenheit läßt, auf Gräben und andere Hindernisse im Weg aufzumerken, so daß einer meinen sollte, es gedenke mit den eigenen Zähnen den Flüchtling zu greifen.

Das Treibjagen iſt das Seitenſtück zu dem eingerichteten Hauptjagen, und dabei, ganz im Verhältniß zu ſeinem minder wichtigen Gegenſtand, auch geringerer Vorbereitungen bedürftig. Große Herrn laſſen zur Winterszeit gedielte und bedeckte Stände einrichten; ſonſt werden die Schützen im Holz auf die Wechſel geſtellt, im freien Feld auf eine gewiſſe Entfernung von einander, am beſten auf hundert bis hundertzwanzig Schritte, ſo daß zwiſchen ihnen nichts durch kann, ohne einem oder dem andern auf Schußweite nahe zu kommen, und es doch nicht ſo leicht möglich iſt, daß einer den andern aus Uebereilung treffe, oder wenigſtens im ſchlimmſten Fall ſchwer verletze. — In wildreichen Gehegen ſind dieſe Jagden ſehr ergötzlich, wenn auf dem Felde vor den Treibern die Haſen ſchaarenweiſe ſchon von weitem ſich ſehen laſſen, einzeln heranfliehen, und vor den Schüſſen, welche die erſten empfangen, die übrigen zurückprallen, bis der Lärm der Treiber ſie wieder vorwärts ſcheucht, und ſie ſo, von einer zu der andern Seite ſinnverwirrt hin und her rennend, endlich einer nach dem andern entweder fallen, oder, durchbrechend, ihre Wolle retten, vielleicht nur, um im nächſten Trieb von dem Bleihagel ereilt zu werden; und am Saum des Gehölzes, oder mitten darin, wenn Gezweig und Laub unter der Flucht des Rehs kracht und praſſelt, der Haſe mit unhörbaren Tritten naht, der Fuchs bedächtig einhertrabt, oft ſich rettend durch ſeine ſchlaue Bedachtſamkeit, der ſchwere und doch ſehr

schnelle Flug des Fasans zwischen den Wipfeln der Bäume rauscht, über welche die Schnepfe rasch dahinstreicht, während von ferne die Hunde auf den Fährten lauten, die Treiber an Bäume und Stauden schlagen, und von allen Seiten die Gewehre knallen. — Also mag eine auserlesene Gesellschaft edler Jäger sich recht wohl auf angemessene Weise beschäftigen, und nach vollbrachtem lustigem Tagwerk sich den Freuden der Tafel hingeben. — —

Ebenso steht das Führen des Hühner- oder Vorstehhundes einem wackern Waidmann sehr gut an. Der Hühnerhund ist für die niedere Jagd das, was der Leithund für die hohe, der unzertrennliche Gefährte, der Stolz des Jägers. Die Racen der Hühnerhunde sind bei uns sehr verschieden, meist aus der buntesten Mischung hervorgegangen, und unsere Jäger pflegen auch minder nach dem Stammbaum zu fragen, als zu begehren, daß der Hund die erforderlichen Eigenschaften besitze, und von angenehmem Aussehen sey, das auch gewöhnlich das untrügliche Kennzeichen seiner Fähigkeiten ist, wenn an dem anmuthig gebildeten Kopf ein schlaffer Behang, etwas tief angesetzt, niederfällt, die Augen frisch, keck und treuherzig dreinschauen, und derbe, doch nicht plumpe Tatzen an zierlichen Läufen die breite Brust, den schlanken Leib stützen und in leichter Flucht tragen. — Die vorzüglichste Bestimmung des Hühnerhundes ist, das Geflügel des Feldes und Waldes im Lager aufzusuchen, und, stillstehend, dasselbe seinem Herrn anzu-

zeigen, wo es dann heißt: „er ſteht," was dem Zeichnen des Leithundes in ſeiner Art entſpricht; das Suchen lehrt ihn die Natur, das Stehen (auch „Markiren") die Dreſſur, welche, indem ſie bloß der natürlichen Anlage ein wenig nachhilft, hierin leichteres Spiel hat, als in den andern Lehrgegenſtänden, denn der Hund muß lernen, dem aufgeſtoßenen Wild nicht nachzueilen, außer es ſey ihm befohlen, und das erlegte oder angeſchoſſene auf den Ruf „Apport" zu greifen und ſäuberlich herbeizutragen; wie vor dem Geflügel, muß er auch vor Haſen ſtehen, und dieſen ebenfalls nicht ohne Befehl nacheilen, welch letztere Eigenſchaft in der Jägerſprache heißt: „der Hund iſt haſenrein," wodurch er bei Treibjagden ein angenehmer und brauchbarer Begleiter wird. Der Hühnerhund iſt „ferm," wenn er aufmerkſam und fleißig ſucht, nah oder weit, wie es juſt begehrt wird oder nothwendig ſcheint, ruhig ſteht, vollkommen Appell hat, (d. h. auf den erſten Ruf oder Pfiff ſich augenblicklich zu ſeinem Herrn begibt, und überhaupt in allen Dingen Folge leiſtet), gut, auch aus dem Waſſer, apportirt, und haſenrein iſt, worunter nebenbei auch zu verſtehen iſt, daß er gar kein Wild verfolgt. — Jungen Hühnerhunden von ganz fermen Alten ſcheint nicht ſelten die Dreſſur großentheils ſchon angeboren zu ſeyn, und der Lehrer hat viel weniger Mühe mit ihnen, als mit andern, deren Alte nicht zur Jagd gebraucht worden, oder ungenügend abgerichtet waren.

Bei der Jagd mit dem Vorſtehhunde kann ein Schütz ſich die meiſte Fertigkeit erwerben; am leichteſten zu treffen ſind die im Spätſommer und Herbſt ſchwerfälligen Repphühner, minder leicht im Aufſtehen die Faſanen und Schnepfen, und, ihres geringen Umfangs wegen, die Wachteln, am ſchwerſten aber die Becaſſinen, die in unregelmäßigem Zickzack fortſtreichen. Der Schuß auf Repphühner, Faſanen und Schnepfen iſt übrigens viel ſchwieriger, wenn ſie bei Treibjagen im Holz aufgeſtoßen werden, und da ſie bei ſolchen Gelegenheiten gar zu oft mit dem Blei im Leibe noch eine Strecke fortflattern und in's Dickicht fallen, ſo iſt auch hier der Hühnerhund von beſonderem Nutzen, ſo wie faſt unentbehrlich in der tiefen Dämmerung beim Erlegen der Schnepfen auf dem Strich im Frühjahr. — Ueberhaupt ſcheint der Hühnerhund ſeine eigentliche Bedeutſamkeit erſt gewonnen zu haben, ſeit durch die eigene Richtung der Schützenkunſt die niedere Jagd ſich ausgebildet hat; denn ſo gut die früheren Jäger mit der Kugel zu ſchießen wußten, ſo fremd war ihnen die Fertigkeit, die Schrote dem fliegenden Vogel nachzuſenden, den ſie in Netzen und Schlingen zu fangen, vorzogen, wobei der Hund oft entbehrlich, und wenigſtens ſtets des Aufſuchens angeſchoſſener Stücke und des Apportirens überhoben war. Vor hundert Jahren etwa gab es an manchen Höfen eigene Federſchützen, die wegen ihrer Geſchicklichkeit, im Flug zu treffen, hochgeachtet waren, während heutzutage mit unſern

kürzeren, leichten und doch so sicher tragenden Doppelflinten auch ein Dilettant es bald bis zu einem gewissen Grade der Fertigkeit bringen mag.

Da es nicht in unserm Plane liegen kann, einen Leitfaden für Jagdliebhaber auszuspinnen, so übergehen wir die verschiedenen einzelnen Zweige der niedern Jagd, vom Erlegen des Rehes an bis zum Ueberlisten des Fuchses und dem Schießen der über den Spiegel schwirrenden Lerche, und schweigen von allen Kunststückchen, deren der schlaue Waidmann sich dabei bedient; nur eines, welches, unseresWissens, die eigenthümliche Erfindung eines unserer ersten Jäger ist, sey hier anzuführen vergönnt: wenn er im freien Felde eine Schaar wilder Gänse antrifft, die bekanntlich sehr scheu und vorsichtig sind, so umreitet der Jäger, die Pistole in der Hand, sie in weitem Kreis, der immer enger und enger wird, wobei er sich jedoch hütet, sein Gesicht oder den Kopf des Pferdes ihnen zuzukehren; so werden die Vögel, welche überhaupt vor einem Roß keine Scheu hegen, mit der Erscheinung vertraut, haben der allmäligen Annäherung nicht Acht, und lassen oft bis auf zwanzig Schritt den Schützen ankommen, der nicht eher seine Waffe zu erheben pflegt, als bis sie aufstehen, worauf dann die Kugel ihr Opfer ereilt.

Wo jetzt der Federschütz unserer Tage das Gefieder aus der Luft holt, da warf sonst der Waidmann den adeligen Vogel, — den Falken, Sperber oder Habicht. Der Falk, als der vornehmste, hat

dieſer Jagd den Namen verliehen, ſo wie allem, was damit zuſammenhängt. Die Falknerei iſt eine uralte Kunſt, und war das prächtigſte Waidwerk des Mittelalters; denn Ankauf, Wartung, Bedienung und Schmuck der edlen Vögel waren ſtets ſehr koſtſpielig und ausgeſucht, und die feierlichen Jagden von großem Aufwand begleitet. Wir beſitzen noch ausführliche Werke über Falknerei aus verſchiedenen Zeiträumen, und zahlreiche Schilderungen, ſo daß wir im Stande wären, uns ganz gut darüber zu unterrichten, und bald die allenfallſigen Lücken durch eigene Erfahrungen auszufüllen.

Wie der Kaiſer ſich den geräumigen Falkenhof erbaute, worinnen eine Schaar von Falkeniren die Stoßvögel hegte, wartete, zähmte und abrichtete, ſo ſuchte der ärmſte Junker wenigſtens einen Sperber zu beſitzen, den er auf der behandſchuhten Fauſt trage, und mehr als einmal gaben Domherren Aergerniß, indem ſie mit ihren Vögeln in der Kirche erſchienen.

Das Zähmen der Falken geſchah durch Wiegen und Wachhalten, das drei Tage und Nächte hintereinander fortgeſetzt, und dann von Halbjahr zu Halbjahr wiederholt wurde; das Abrichten des gezähmten Vogels auf dem Felde draußen.

Bei der Jagd waren die Jäger gewöhnlich zu Roß, hielten den (vermöge einer Kappe) „geblendeten“ Falken an Riemen („Feſſeln“ genannt) auf der Fauſt, und nahmen ihm die Kappe erſt ab, wenn ſie ein Wild wahrnahmen, auf das ſie ihn zu laſſen

gedachten; sobald sie nun bemerkten, daß der Falk die Beute sah, lösten sie die Fesseln und ließen ihn steigen, d. h. „sie warfen ihn.“ — Nun strebte der Falk das Wild zu überfliegen, um von oben darauf zu stoßen, und dieses suchte hingegen alsobald ihm auszuweichen; hier galt es, daß die Jäger beide nicht aus den Augen ließen, oder, wenn der Falk zu hoch stieg, um noch gesehen zu werden, auf den Schall der Rollschellen an seinen Fängen horchten, und schnell nacheilten.

Die anziehendste Jagd dieser Art war auf den Reiher, der in weiten Kreisen, höher und höher steigend, dem Verfolger auswich, bis dieser endlich die Höhe gewann, und herabstieß, aber dann nicht immer des Sieges gewiß war, denn der Reiher legte den Kopf auf den Rücken, streckte den Schnabel in die Höhe, so daß sich oft der Falk darauf spießte, — und wenn dieß nicht erfolgte, sich doch ein heftiger Kampf entspann, wobei sie beide der Erde immer näher kamen, und mithin den Zuschauern, wenn diese flink und erfahren genug waren, sie im Auge zu behalten und ihnen zu folgen. Da galt es, wacker zu reiten, und auf solcher Jagd war es, wo die burgundische Maria, mitten unter ihrem prächtigen Hofstaat niederstürzend, den Fall that, der ihr das junge Leben kostete.

Das heutige Geschlecht weiß von der Falknerei kaum etwas mehr, als den Namen, und noch läßt

sich der Waidmann erwarten, der bestimmt ist, die adelige Kunst wieder zu erwecken, welche einst nicht minder, denn Friedrich der Rothbart, auch der große und ritterliche Saladin übte und liebte, und die vom eisigen Island bis an Persiens fernste Grenzen bekannt war [1]).

Wo das Werk des Jagens und Erlegens aufhört, beginnt das Fangen in Netzen und Schlingen, das oft sehr einträglich und nützlich, aber nur auf eine Weise edel ist, seit Kaiser Heinrich der Finkler aus den Händen der abgeordneten Reichsfürsten die Krone auf dem Vogelherde im Walde nahm. Fast scheint es, als habe dießmal die Poesie allein die Beschäftigung geadelt, denn sie verleiht dem Aufenthalt in der einsamen, traulichen, von grünen Reisern versteckten Hütte den hauptsächlichsten Reiz; draußen rauschen die Wipfel der grünen Bäume, pfeifen, schmettern und singen die Lockvögel in verborgenen Käfigen oder mit gestutzten Flügeln, drinnen in dem engen, aber zierlich geschmückten Kämmerlein, das etwa acht Schuh lang und breit ist, lauert hinter dem grünen Flor des Schiebfensters der Vogelsteller, bis ein Flug auf den Herd fällt, gelockt von dem Lied der gezähmten Sänger und von der gestreuten Atzung; nun zieht

---

[1]) In Oesterreich hat in neuester Zeit ein edler Jäger, der Graf Trautmannsdorf, den Versuch gemacht, die Falknerei aus dem Scheintode zu neuem Leben wach zu rufen. Möge das ehrenwerthe Beispiel bald Nachahmung finden.

der Lauscher die Schnur, und das Schlagnetz klappt in die Höhe. — Die poetischen Zauber solchen Aufenthalts bilden den ebenbürtigen Gegensatz zu den andern mehr ritterlichen Arten des Waidwerks, sey es, daß im Kämmerlein eine Gesellschaft sich dränge, sey es, daß der Vogelsteller wachen Träumen sich hingebe, daß ein Ulrich von Lichtenstein hier Minnelieder sinne, oder daß verschwiegene Liebe von der Welt sich sondere. —

Der Fischfang mit der Angel hat einige Analogie mit dem Vogelstellen, scheint aber dennoch die allerletzte Abstufung des Waidwerks und eines edlen Jägers kaum würdig zu seyn. Da jedoch das Angeln eine aus England zu uns verirrte Mode ist, und der britischen Abkunft wegen für vornehm gilt, so glaubten wir, es nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Der berühmteste Angler der früheren Zeit war Isaak Walton, dessen Haus noch zu London gezeigt wird. Er war seines Gewerbes ein Kaufmann, und hinterließ ein schätzbares Werk über das Angeln, das für einen gemüthlichen Bürger von stillen nüchternen Gewohnheiten allerdings eine geziemende Erholung abgibt, welche nicht leicht im Stande ist, seine Stellung zu gefährden; denn obschon es im Sprichwort heißt: „Fische fangen und Vögel stellen verdirbt gar manchen jungen Gesellen," so ist dieses dahin zu verstehen, daß diese Beschäftigungen oft der Jugend

Anlaß und Vorwand zum Müſſiggang geben, aber nicht an und für ſich unzuläſſig ſind.

Somit glauben wir, die Abhandlung vom Waidwerk ſchließen zu können, das wir in ſeinem ganzen Umfang betrachtet haben, inſofern nämlich unſer Zweck es zu erheiſchen ſchien; und es mag hier der Platz ſeyn, zum Schluß noch einen Blick auf diejenigen zu werfen, welche mit Unrecht dem angeborenen Jagdtriebe ſich hingeben, der nicht minder im Bauern lebt, als im Fürſten und Edelmann, nur mit der verſchiedenen Wirkung, daß er dieſe ehrt und ſchmückt, jenen in's Verderben lockt.

Das Verhältniß der heutigen Wildſchützen iſt gewiß ganz anders aufzufaſſen, als es diejenigen thun, welche von ihren Schreibſtuben aus das Erlegen des Wildes als ein allgemeines Menſchenrecht vertheidigen, das unverjährbar ſey gegen das hiſtoriſche Recht, wobei ſie nicht bedenken, welch gefährliches Geſchenk durch die Zurückgewinnung dieſes ſogenannten Menſchenrechtes ſie dem Landmann machen wollen, deſſen Wohlſeyn ſie, die Weltbeglücker, doch vor allen Dingen im Auge behalten ſollten, ſtatt ihm das ſchimmernde Neſſuskleid über die Schultern zu werfen. — Denn ſo wohl es den Hohen anſteht, dem Orden der noblen Paſſion anzugehören, und ſo ehrenhaft es für den wohlhabenden Mittelſtand iſt, an Sonn- und Feiertagen ſich das Vergnügen der

Jagd zu vergönnen, ſo ſtreng ſollte das edle Werk dem Bauern gänzlich verwehrt ſeyn, denn die einmal erwachte Leidenſchaft vermag nicht, aus ſich ſelbſt der ſich ſtets darbietenden Gelegenheit zu widerſtehen. — Und in unſern Zeiten, wo die Berechtigten dem Landbau nur allzuviele Zugeſtändniſſe gemacht haben, ſollte die Geſetzgebung mit eiſerner Fauſt wenigſtens die ſo weit zurückgeſchobene Grenze ſchirmen; aber auch das geſchieht nicht, und ſo kommt es, daß gewöhnlich den Wilddieb keine andere, als diejenige Strafe erreicht, welche aus den jetzigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen naturgemäß hervorgeht, und die er ſich mithin ſelbſt zuzieht; — dieſe aber iſt härter als jede andere, denn ſie trifft nebſt dem Schuldigen auch die Schuldloſen. Wenn ſchon leider nur allzuoft der jagdberechtigte Bürger ſich hinreißen läßt, ſein Gewerb zu vernachläßigen, wie viel mehr der Wildſchütz, dem Haus und Hof gleichgültig werden, den dabei die geringe Gefahr, der er ſich ausſetzt, frech macht, und der Gewinn, den er zu Zeiten erringt, zu Verſchwendung und Uebermaß reizt, denn ſeit die Leidenſchaft ihn ſeinem Herd entfremdete, ſind der Wald und das Wirthshaus ihm zur Heimat geworden, das Zechen ſeine Luſt, das Spiel ſein Lebenszweck. So bringt er in der Ausübung ſeines unveräußerlichen Menſchenrechtes ſich mit Weib und Kind an den Bettelſtab, und es iſt kein Wunder, wenn er, den ſein wüſtes Leben unbändig machte,

in der Verzweiflung den Kopf verwirkt, wenn auch nicht verliert, denn die Empfindelei der Zeit sammelt solche kostbare Köpfe in einem Schatzkästlein, das sie Zuchthaus nennt. Der Wildhüter dagegen, den sein Beruf durch Gebirg und Wald führt, ist vogelfrei erklärt, sobald er sich unterfteht, die Herrn Wildschützen zu stören, oder gar zu beleidigen. Zeigt er den Frevel an, so werden andere Zeugnisse verlangt, als seine Versicherung auf Amt und Eid; übt er Nothwehr, so soll er im wilden Forst Zeugen bei der Hand haben, und eine vortreffliche Logik wird ihm entgegen gehalten: „Du bist der Angreifer, denn der Gegner hat nicht geschossen, — du bist ein Mörder, denn der andere hat geschossen, dich gefehlt, und war also wehrlos, — ihr habt beide zugleich geschossen, dann mußt du ins Zuchthaus, denn du hättest den Erfolg erst abwarten sollen."

Diese Nachsicht des Gesetzes aber trägt nicht wenig dazu bei, die niedere Classe zu Wildfrevlern zu erziehen, und wenn wir größere Strenge von ihm heischen, so geschieht dieß weniger in der Meinung, ein aristocratisches Vorrecht zu vertheidigen, obwohl mancher dieß für unsere eigentliche Absicht zu erklären nicht ermangeln wird, als vielmehr im Interesse der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, darinnen jeglicher in seiner Bahn bleiben soll, ohne gewaltsam abzuweichen.

Wir hoffen, hiemit für Leser, die uns nicht

etwa mit Gewalt mißverstehen wollen, unsere Darstellung zwar nicht völlig entwickelt, aber doch in ihren Hauptbeziehungen zur Anschauung gebracht zu haben, und werden uns glücklich schätzen, wenn es uns gelang, auch nur einem von denen, welche wir meinen, zum Herzen gesprochen zu haben.

II.

Die ritterlichen Uebungen.

1. Die Reitkunst und das Wagenlenken.

Unter allen den Fähigkeiten, welche ein ritter-Mann sich zu erwerben und in hohem Grade anzueignen hat, nimmt die Kunst, ein Roß zu bändigen und zu leiten, die erste Stelle ein, wie schon aus dem Umstand hervorgeht, daß die Bezeichnung eines Ritters nicht nur in der deutschen, sondern auch in den romanischen Sprachen sich davon herleitet; denn wie die ritterlichen Uebungen überhaupt dazu dienen, die Kraft und Anmuth des Körpers zu entwickeln, so zeigt sich gewißlich der Glanzpunct dieser Entwicklung, wenn ein kecker Reiter frei und leicht im Sattel sitzt und ein unbändiges Roß nur durch seinen Willen zu lenken scheint, während keine der Kraftanstrengungen sichtbar wird, deren es allerdings dabei bedarf. Einen guten Reiter halten Männer unwillkürlich für kühn und kriegerisch, und Weiber mögen ihm schwerlich widerstehen, denn er scheint, hoch zu Roß, sich

eben dadurch als den Inbegriff aller Mannhaftigkeit auf unzweifelhafte Weise anzukündigen.

Das edle Roß ist seit uralten Zeiten des tapfern Mannes treuer Freund in Krieg und Jagd. Den Völkern des Alterthums galten die ersten Reiter für höher als gewöhnliche Menschen begabte Wesen, und ihr Angedenken erhielt sich in den Sagen von den Centauren; so hielten auch die kindlichen Bewohner der neuen Welt die berittenen Spanier für das, was ungefähr die Griechen unter ihren Centauren verstanden. Die Gelehrten behaupten, das Pferd sey weit eher zum Ziehen als zum Tragen verwendet worden, selbst in der Schlacht, und für diese Ansicht sprechen die Homerischen Gesänge, die Mosaischen Bücher und die Bildwerke in den Ruinen von Persepolis; somit wäre also die Fahrkunst, oder wenigstens ihre Ausbildnng als noble Passion, bei weitem älter als die des Reitens, und Achilleus, der Rossebändiger, das classische Vorbild aller edlen Wagenlenker.

Für des Pferdes ursprüngliches Vaterland wird das innere Afrika gehalten, von wo es nach Aegypten kam und dann erst nach Arabien und Persien. Unter den afrikanischen Racen gelten die Berberrosse und die hohen Dongolapferde für die besten; doch diesen werden die asiatischen vorgezogen, vor allen die arabische Zucht, dann die persische und türkische. Von den arabischen stammen die jetzigen so kostbaren englischen Pferde, vor allen die Renner, welche, aus reinem asiatischem Blute, so sehr durch die Zucht

veredelt worden ſind, daß ſie theilweiſe ihre morgenländiſchen Vorfahren übertreffen, dann die verſchiedenen Kreuzungen von Voll- und Halbblut, aus denen unter Andern das Jagdpferd von Leiceſterſhire abſtammt, zuletzt das gewöhnliche Zugpferd; das urſprünglich aus einer Kreuzung einheimiſcher Zucht mit Vollblut kommen mag und wieder zu Erzielung neuer Veredlung dient. In Frankreich ſind die normänniſchen Pferde die edelſten, in Spanien die andaluſiſchen, die zur Zeit der mauriſchen Herrſchaft durch afrikaniſche veredelt worden. In Ungarn findet ſich eine vortreffliche Zucht, ſo wie in Rußland und Polen, und in Deutſchland wird in neuern Zeiten ſo viel dafür gethan, daß das Werk der Veredlung rüſtig vorwärts geht. Im Norden gelten die holſteiniſchen Roſſe am meiſten, und ſie kommen auch bis zu uns als Reit- und Wagenpferde; im Süden ſind keine ſchöneren Racen zu finden, als die würtembergiſchen, welchen jedoch in Dauerhaftigkeit bereits die erſt ſeit Kurzem ſich veredelnde Zucht auf der badiſchen Hardt ſich zur Seite ſtellen läßt.

Unſern ſchwergepanzerten Vorfahren galten die ſtarken Roſſe, wie z. B. heute noch Burgund ſie zieht, mehr als die flüchtigen Renner, und es mußte ſicherlich auch ein ſchweres Pferd ſeyn, das den eiſernen Mann im Sattel und den eigenen Harniſch über Stirn und Bruſt zu tragen vermochte. Die Schnelligkeit der Roſſe unter leichtbewaffneten Reitern bot daher den Saracenen und Mauren große Vor-

theile gegen die abendländiſche Ritterſchaft, den Türken gegen die Vertheidiger Wiens im Jahr 1529, und erſt nach dem dreißigjährigen Krieg, in welchem die rohen Horden der ungariſchen Huſaren und Croaten als leichte Reiterei, gleich den jetzigen Koſaken, ihre Rolle geſpielt hatten, ſcheint in der europäiſchen Kriegskunſt der Dienſt der leichten Cavallerie ſeinen eigentlichen Anfang genommen zu haben, und mithin auch die höhere Reitkunſt, wie ſie noch beſteht; doch iſt wohl zu verſtehen, daß die Vorfahren ehrenhafte Reiter waren, denen die Nachkommenſchaft es allein durch die Gewandtheit der Pferde zuvorthut, und daß zu derſelben Zeit, da Frundsberg dem Fußvolk zuerſt ſeine Wichtigkeit verlieh, der Nürnberger Ritter Löffelholz bereits auch die bayeriſchen Reiter auf eine Weiſe ordnete und führte, welche den Anforderungen der ſich neu geſtaltenden Kriegsführung zu entſprechen begann, und aus welcher ein Geiſt ſich entwickelte, den vor Allen die Schaaren bayeriſcher Chevaurlegers noch unter Napoleons glorreichen Adlern und dann gegen dieſe Adler in voller Kraft darthaten.

Der kriegeriſche Adel ſchälte ſich aus den mehr als überflüßig gewordenen centnerſchweren Hüllen von Erz, ließ den ungelenken Rennſpieß und das ungefüge Schwert mit dem Doppelgriff fallen und fand in der neuen Waffe, dem durch das Gefäß wohlverwahrten Degen auf Hieb und Stoß, zugleich auch den Schienenhandſchuh und den Schild wieder; die leichte Carrouſſellanze diente beim Ringelrennen, nicht

die Kraft, wohl aber die Gewandtheit des Reiters zu beweisen, der nun auch in strengem Lauf, wie die gepanzerten Vorfahren ihn nie gekannt, den hölzernen Mohrenkopf von seinem Gestell entweder mit dem Faustrohr schoß oder mit dem Rappier schlug.

Leicht ist zu sagen, wie einer reiten soll, und es sind Bücher darüber geschrieben worden, nach denen der Hypochonder auf seinem Leseesel einen Gaul soll tummeln lernen; aber Wissen ist lange noch nicht Können, das seht ihr an dem Schulfuchs, der, Döbel's ganze Jägerpractica im Leibe, einmal in den Wald hinaus kommt, den er vor lauter Bäumen nicht sieht; er hat gelesen, daß der nicht fehlen könne, welcher sein Gewehr so und so halte und führe, und erfährt nun zu seinem Leidwesen, daß die Thiere, welche daher kommen, ihm nicht einmal Zeit lassen, sie recht zu betrachten und zu erkennen, viel weniger sie nach der gedruckten Anweisung auf's Korn zu nehmen, und er schlägt sich ärgerlich vor die Stirn, wenn er erfährt, daß das artige rothe Hündchen, das so zutraulich an ihm vorbei spazierte, Niemand anders als der berüchtigte Reineke in eigner Person gewesen; und so geht es auch mit der Anweisung, hinter dem Ofen ein Reiter zu werden. Da heißt es: setz' dich gerade in den Sattel, Brust heraus, Bauch hinein, festen Blickes zwischen den Ohren des Pferdes durchschauend, die Faust mit den Zügeln stät über dem Sattelknopf, Schenkel und Kniee fest anliegend, die Waden beweglich, die Füße in den

Bügeln etwas nach innen gekehrt; willst du links lenken, so wende die Faust zur Rechten aufwärts und gib die Hilfe mit der linken Wade, rechts, wende die Faust abwärts und gib die rechte Wade, und wie die Regeln alle noch heißen mögen, durch welche, ohne weitere Uebung, es einer wohl dahin bringen mag, mit leidlichem Anstand auf dem hölzernen Pferde eines Pratercarroussels sich zu zeigen. Den Lehrbüchern folgen die Manegen speculativer Pferdeverleiher in den Residenzen, Handels- und Universitätsstädten, darinnen in sechsunddreißig Unterrichtsstunden der Student und der Kaufmannsdiener so weit gefördert werden, daß sie, ohne sonderliche Gefahr, sich lächerlich zu machen, auf einem lebensmüden Miethgaul vor's Thor sich wagen dürfen, oder an hellen Sonntagsnachmittagen zu den ländlichen Vergnügungsorten der Städter, wo sie mit einem gewissen Stolz anlangen, wenn es ihnen unterwegs glückte, ein paar Miethwagen zu überholen oder gar einen lateinischen Reiter, der über seinen Sattelknopf Betrachtungen anstellte und alle Augenblick nachsah, ob er die Bügel nicht verloren. Diese junge Cavallerie auf Miethkleppern, zu der unter Andern auch noch die Gehülfen der Apotheker und Barbiere zu gehören pflegen, begibt sich thörichterweise, indem sie zu Roß Parade machen will, mancher Vortheile, welche sie zu Fuß sehr wohl behaupten könnte; denn indem sie gar oft dadurch Eroberungen zu machen gedenkt, setzt sie vielen Mädchen von stiller Erziehung

und höchst bescheidenen Wünschen in den Kopf, daß ein Reiter zärtlicher Gunst besonders würdig sey; sie drängt mit Gewalt die Schönen zum Vergleichen, und nun hat der edle Junker auf dem muthigen Roß, und vor Allen der blanke Reiteroffizier vollends gewonnenes Spiel, so daß auch hier wiederum zu merken ist, wie das Ueberschreiten der gezogenen Gränzen sich durch sich selbst bestraft.

Die echte Reitkunst lernt sich entweder durch die Uebung von Kindheit auf, wenn derselben die Rathschläge und Anweisungen der Erfahrung zu Hilfe kommen, oder durch schulgerechten Unterricht, dem sich spätere Uebung gesellt; auf die erstere Weise wird Geschlecht um Geschlecht der Reitervölker erzogen, auf die andere meist die edle Reiterei in unserm Vaterlande, obschon es auch bei uns nicht selten vorkommt, daß ein Knäblein so zu sagen im Sattel aufwächst. Bei uns ist es übrigens leichter, die Reitkunst, verbunden mit der Pferdeliebhaberei, als noble Passion zu betreiben, wie etwa in Südamerika, wo der Bettler zu Roß um eine milde Gabe fleht, oder in den Ebenen Ungarns, wo jeder Hirtenknabe ein geborner Hußar und von Natur schon ein kecker Wagenlenker ist, so daß, um dort etwas Auffallendes zu leisten, nichts mehr übrig bleibt, als übermüthig genug zu seyn, um stündlich Hals und Bein zu wagen, und dabei das Glück zu haben, den Hals wenigstens nicht völlig zu brechen.

Bis zu der äußersten Gränze des überkecken

Reitens und Fahrens hat es in unſern Zeiten der ungariſche Graf Sandor gebracht und dabei ſo ſonderbare Abenteuer beſtanden, daß ſelbſt diejenigen geneigt ſind, ſie für unmöglich zu halten, welche den edlen Reiter oft und an vielen Orten zu ſehen Gelegenheit hatten. Er hätte auch in der That viele ſeiner Wagſtücke unterlaſſen müſſen, wenn nicht ſeiner vollendeten Kunſtfertigkeit eine ſeltene Naturgabe zu Hilfe käme, nämlich die Fähigkeit, ſich den Pferden ganz verſtändlich zu machen, ſich ihrer intellectuellen Kräfte zu bemeiſtern, und ſie auf dieſe Weiſe zu Allem zu bewegen, wozu tauſend andere eben ſo ausgezeichnete Reiter ſie vielleicht nicht bringen würden. Uebrigens behauptet man, der edle Graf ſey manchmal dem Halsbrechen ſehr nahe geweſen, habe den oder jenen Knochen da und dort in der That zerſchellt und müſſe ein Bein in künſtlichen Schienen tragen, um aufrecht gehen zu können. Wir wollen nur ein Paar ſeiner bekannteſten Wagſtücke und Kraftäußerungen anführen, einzelne Züge aus dem Bilde eines ausgezeichneten Charakters, den in andern und höhern Beziehungen zu ſchildern, dem Plane dieſer Blätter ferne liegt, doch ſey uns vergönnt, zu bemerken, daß der Held dieſer Abenteuer ein in allen Stücken vollkommener Cavalier iſt.

Wie ungern auch die Pferde ſich dazu bequemen, Treppen auf und ab zu gehen, ſo hat man ſchon in frühen Zeiten ſie dazu zu bringen gewußt, und der Graf Sandor hat für ſein Theil ſich eine alltägliche

Gewohnheit daraus gemacht, über Staffeln zu reiten. Uns schien immerdar, als sey es gefährlicher dabei, abwärts denn aufwärts zu reiten; doch werden wir durch den „Verstorbenen“ mit sehr annehmlichen Gründen des Gegentheils belehrt, indem er irgendwo (in „Tutti frutti,“ wenn wir nicht irren) behauptet, das Pferd könne sich mit Hilfe des Reiters wohl wieder zurecht finden, wenn es nach vorn abwärts gleite, während, wenn beim Aufwärtssteigen das Hintertheil ausrutsche, der Reiter gar nichts thun könne und die Vorderhufe nothwendigerweise nachgeben müssen; dabei ist bekannt, daß der Verstorbene ein berühmter Reiter war, und zum Ueberfluß sagt er es auch noch selbst, Schwarz auf Weiß (s. „Semilasso in Afrika“). Von glücklich ausgeführten Reitersprüngen in die Tiefe erzählen Sagen mancherlei; den kühnen Harrassprung hat in neueren Zeiten der wackere Hußar, General Kienmaier glaublich gemacht; „Grafensprung“ heißt eine Stelle am Neuebersteiner Schloßberg, von wo einer des Geschlechtes der Ebersteiner in trunkenem Muth hinabgesprengt und wohlbehalten davongekommen seyn soll; und der Graf Sandor hat unter manchen ähnlichen Sprüngen auch den von der hohen Ofener Schiffbrücke in einen Ponton glücklich ausgeführt, um sich eines Zudringlichen zu entledigen, der sich vermessen hatte, ihm alle Reiterstückchen nachzumachen, und nun, erschreckt und beschämt, mit verhängtem Zügel von dannen stob.

Auf einem englischen Blutpferd mitten im Gewühl

des Marktes über einen Heuwagen zu ſetzen und mit dieſem hochgeſtellten Thier in vollem Lauf bergab zu rennen, das edle türkiſche Roß bergan zu ſpornen, und dabei über Hag und Zaun zu ſetzen, quer über ein dahinrennendes Viergeſpann, zwiſchen den erſchreckten Sattelknechten hindurch, zu ſauſen, auf einem kleinen Pferde durch ein mittelmäßiges Fenſter in ein Zimmer zu ſprengen, auf die Gefahr hin, ſich den vorgeduckten Schädel einzurennen, und unzählige andere kleine Uebungen der Art, zeugen von einem unternehmenden Sinn und von jenem Uebermuth, der, in reifen Jahren und ernſten Verhältniſſen aufgeklärt, zu einem ruhmwürdigen Ziele leiten kann. Zu Melton-Mowbray, von dem wir bereits zu reden Anlaß hatten, verweilte der Graf Sandor ein ganzes Jahr lang und erwarb ſich einen feinen Ruhm unter den Engländern, die ſonſt nicht gerne fremdes Verdienſt anerkennen; ſeine Jagdabenteuer ſind in einer Erzählung beſchrieben, in einer Reihe von Gemälden geſchildert worden. Und wenn auch eines Reiters vom Feſtland Anſehen, Sitz und Gewandtheit im Sattel mit engliſchen Nebenbuhlern leichteres Spiel hat, ſo wirbt auf der andern Seite die außerordenliche Ausdauer dieſer Inſulaner um den Vorzug: wie z. B. des bekannten Fuchsjägers Osbaldeſton Gewaltsritte, unter denen wir nur einen anführen, wie er am 6. November 1831, auf der Rennbahn von Newmarket, zweihundert engliſche Meilen (etwa vierzig deutſche) in zehn Stunden

zurückzulegen gewettet hatte, und den Weg bei Regenwetter und Wind auf schlüpfrigem Lehmboden in acht Stunden und zweiundzwanzig Minuten vollendete, obschon ihn noch dazu der Unfall getroffen hatte, von einem Pferd abgeworfen zu werden. Auch in der Ausdauer hat Graf Sandor den Engländern keinen Vorzug gelassen, vor Allem auf dem berühmten Ritt von Wien nach Pesth im Jahr 1834.

Wenn aber, im Gegensatz zu den Ansichten der alten Welt, die neue von jeher die Reitkunst höher stellte, als die des Wagenlenkens, welche seit noch nicht zwei Menschenaltern wieder den noblen Passionen angehört, so hat doch der Graf Sandor in der letztern so außerordentliche Dinge gethan, daß wir nicht umhin können, darauf hinzudeuten. — Wir haben nämlich Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von Skizzen zu sehen, in denen des Grafen vieljähriger Gefährte, der deutsche Maler Prestel, einige Hundert Abenteuer, Wagstücke und Unfälle darstellt, und darunter ein ungarisches Fünfgespann, das mit einem Wagen über die Staffeln einer steilen Straße im alten Theile von Ofen hinabsteigt; dieß ist gewiß das äußerste Ziel des Erreichbaren, das letzte der Wagstücke, bei dem noch eine Möglichkeit blieb, mit heiler Haut davonzukommen, oder wenigstens mit einem blauen Auge. Nun wollen wir zwar durchaus nicht damit gesagt haben, daß jeder edle Reiter und Wagenlenker unnöthigerweise und leichtsinnig seine Knochen wagen solle, da er doch reiten und fahren

lernte, um die Roſſe mit ſicherer Hand leiten und ſich einer ihm etwa entgegentretenden Gefahr entziehen zu können; denn auch ein glücklich durchgeführtes Wagniß verdient im Allgemeinen nur Bewunderung oder Theilnahme, wenn es durch die Umſtände geboten ſchien; aber ein Cavalier ſoll auch ſo reiten, daß für ihn kein Wagniß mehr iſt, was dem lateiniſchen Reiter unfehlbar das Leben koſten würde.

Vor Allem iſt nicht zu vergeſſen, daß die Reitkunſt immer nur eine „Hilfswiſſenſchaft“ vorſtellt und nie die Hauptbeſchäftigung eines Lebens ſeyn ſoll, auch wenn dieſes Leben durchaus nur dem Vergnügen geweiht wäre, und jedes ernſteren Strebens bar. Aber gerade die Neigung zu der Beſchäftigung mit Pferden iſt es, welche gar zu viele Leute ſo weit verlockt, daß einer, ſie beobachtend, immerdar verſucht iſt, zu bedauern, daß ſie nicht Roßkämme, Reitknechte oder Kutſcher geworden. Dieſe Verirrung findet ſich am häufigſten bei den Engländern, von denen es in der That einer ſo weit gebracht hatte, daß er mit ſeiner eleganten Equipage das Gewerbe des Lohnkutſchers trieb. Ein echter Ritter halte edle Roſſe, auf die er ſich verlaſſen mag und denen er auch etwas zumuthen kann; er übe zu rechter Zeit eine wohlberechnete Schonung gegen die Thiere, und gleiche in keinem Stücke dem Emporkömmling, der mit jüdiſcher Pralerei theure Pferde kauft und zur Schau ſtellt, und mit jüdiſchem Geiz ſie verzärtelt, wo nicht der Hochmuth ihn dazu bringt, ſich

ſo weit zu zeigen, als die angeborene Feigheit dieß geſtattet.

Von den edlen Reiterkünſten iſt ein großer Abſprung zur Kunſtreiterei und zu dem Gewerbe des Jockeys, welche als Erwerbsquellen dienen. Der Kunſtreiter verhält ſich zum Ritter wie der Seil- und Ballettänzer zum Ballgaſt, der ſich nach Luſt und Laune beim Klange der Muſik dreht und wiegt. Des Kunſtreiters Wagſtücke ſind allerdings ſehr groß, aber ſie haben nichts Edles an ſich, das wahre Theilnahme erregen könnte, und wenn ein ſolcher Gaukler in ſeinem Beruf das Leben einbüßt, ſo macht das etwa dieſelbe Wirkung, als ob irgend eine Lieblingsſängerin heiſer geworden wäre. — Die Jockey's, welche bei den engliſchen Wettrennen die Renner beſteigen, ſind eine eigene Zucht, die ſich gebildet hat, ſeit auf jener Inſel die Vollblutpferde mehr zum Rennen da ſind, als um eigentlich geritten zu werden. Der leichteſte Jockey iſt der geſchätzteſte, und ſie unterwerfen ſich gegen die Zeit der Wettrennen hin den unerhörteſten Behandlungen, um ſich abzumagern, namentlich durch eine Karthäuſerdiät, durch Schwitzen und Laufen. Man nennt dieß, wie bei den Pferden, trainiren.

Die Wettrennen an und für ſich, wie ſie nämlich in England betrieben werden, ſind eine Erfindung, auf die nur ein ſo ſonderbarer und zugleich practiſch rechnender Sinn zu kommen vermochte, wie er ſich ſo oft bei den Britten offenbart oder vielmehr, um uns richtiger auszudrücken, wie er bei

ihnen in allen Dingen ſich zeigt. — Nicht die Reiter ſind es, welche auf ihren edlen Roſſen irgend einen Preis der Ehre erringen wollen, ſondern die Pferdebeſitzer wünſchen durch ihre Thiere den blanken und baaren Gewinn zu erwerben. So ſind auch die Einrichtungen und Satzungen dieſer Rennen ganz dem bekannten Charakter eines Handelsvolkes angemeſſen, und es wäre wahrlich keine ſonderliche Ehre dabei zu finden, wenn der deutſche Adel ſich ferner noch verlocken ließe, auch hierin einem Muſter nachzuſtreben, das der Nachahmung von dieſer Seite ſo wenig würdig iſt. — Bei alledem erkennen wir doch recht wohl den großen Nutzen ſolcher Wettrennen und wollen allein behauptet haben, daß dieſelben nur mittelbar den noblen Paſſionen dienen, den noblen Paſſionen, welche in dieſen Blättern uns den Maßſtab an die Hand geben, deſſen wir uns von einem andern Standpunct aus auf ganz andere Weiſe bedienen würden.

Jedenfalls ſteht auch einem Mann in mittelmäßigen Verhältniſſen das Reiten ſehr gut an, und es wäre zu wünſchen, daß bei uns die öconomiſchen Hinderniſſe wichen, welche nicht nur den Städtern, ſondern auch den Landbewohnern immer mehr das Halten von Reitpferden erſchweren.

2. Die Fechtkunst.

Die Anfänge der Fechtkunst sind in der ersten Keule zu suchen, mit welcher der Mensch sich gegen den Menschen bewehrte; die edle Fechtkunst aber besteht darin, mit einer blanken Waffe, welche zugleich dem Angriff und der Vertheidigung dient, gegen eine gleiche Waffe zu kämpfen. Diese Waffe ist vor allen das Schwert in seinen verschiedenen Gestaltungen als Degen und Säbel; doch sind auch andere nicht auszuschließen, wie z. B. das Fechten mit dem Bajonnet, oder mit der Lanze, theils gegen die gleiche, theils gegen eine andere Waffe.

Die Führung des Schwertes und anderer Angriffswaffen war bei den Vorfahren eine andere, als in neuern Zeiten; denn zur Abwehr dienten Helm, Harnisch, Schienenhandschuh und Schild, die späterhin alle die blanke Wehr mit dem Bügel am Handgriff zu ersetzen bestimmt war. Die erste Form der eigentlichen Fechtkunst war die auf Hieb und Stoß zugleich, mit dem langen und breiten Degen der germanischen und romanischen Völker, und diese Art der Führung scheint auch durch die Natur der Waffe selbst bedingt; doch machte bald die Uebereinkunft im Allgemeinen eine andere Satzung, und nur in Deutschland erhielt sich am längsten die alte naturgemäße Weise, nach der die Kämpfer ihre Wehren gebrauchten, wie sie es eben für dienlich hielten, mit

jenen Einschränkungen allein, welche ein ehrenhaftes Fechten erheischt; denn es steht einem freisamen, ritterlichen Manne schlecht an, mit Gefährde zu kämpfen.

Sehr früh bildete sich bei den südlichen Völkern so wie in Frankreich und England die Gewohnheit, den Degen im Zweikampf nur zum Stoßen zu gebrauchen, und zu diesem Behuf wurde die Waffe leichter. Zuerst kamen die langen spanischen Raufdegen auf, und dann die etwas kürzeren französischen Klingen von prismatischer Form und ohne Schneide, welch letztere in Deutschland erst spät in Aufnahme kamen, als an den Höfen im 18. Jahrhundert die französischen Sitten überhaupt nur dazu dienten, den Gegensatz zu dem spanischen Ton des Kaiserhofes zu bilden. Das Fechten auf den Hieb allein scheint sich von der gebogenen Wehr der Czechen, Sarmaten und Magyaren auf die gerade Klinge vererbt zu haben, und zuerst von der Reiterei angenommen worden zu seyn; in der Art, wie es heutzutage im Duell geübt wird, namentlich bei einigen Armeen unter den Offizieren und unter deutschen Studenten, mag es sehr spät und wohl erst in ganz neuer Zeit aufgekommen seyn.

Für die vornehmste Art der Fechtkunst gilt jetzo das Stoßfechten, und, wie wir glauben, mit Recht. Das Erlernen und die Uebung mit den französischen Fleurets ist eine zugleich würdige und angenehme Erholung, trägt dazu bei, dem Körper eine männ-

liche und doch nicht steife Haltung zu geben, und die allgemeine Verbreitung dieser Fertigkeit ist einer der wenigen Vorzüge, welche die Franzosen in der That vor uns voraus haben. Denn wir müssen es bekennen, daß wir Deutsche in diesem Stücke große Rückschritte gemacht haben; während in älteren Zeiten die Fechtkunst ein Eigenthum des gesammten Volkes war, das sich zur Verbreitung und Erhaltung derselben in Brüderschaften verband, vermag in unsern Tagen kaum noch der Edelmann, der Offizier und — wohl oder übel — der Student die Klinge zu führen, der Bürger aber gar nicht, der im Gesellenstand auf der Wanderschaft unter Fechten nur noch Betteln versteht.

Man kann uns allerdings einwenden, daß der Handwerksmann kein so gefährliches Spielzeug brauche, als der Degen ist, und wir wollen uns allenfalls verstehen, uns damit zu begnügen, ihn für die etwa nothwendige oder auch unnöthige Selbsthülfe auf die Stärke seiner Fäuste, auf den Prügel und das Messer zu verweisen, obschon unsere Gründe für die Fechtkunst durchaus nicht dahin zielen, ihn über die Gränzen seines Standes heben zu wollen; aber man kann uns in Hinsicht auf den Adel schwerlich beweisen, daß mit dem Verfall der Fechtkunst auch die Begriffe vom Ehrenpunkt sich anders gestaltet hätten, daß die Zweikämpfe seltener geworden wären, da sie doch eben so häufig vorkommen, wie sonst, nur daß sie meist mit Feuerwaffen bestanden werden, statt auf

die ritterliche Weise der Vorfahren. Mag immerhin der Zweikampf ein Uebel, sogar ein Verbrechen seyn, so zeigen doch unwiderlegbare Thatsachen und unabweisbare Erfahrungen, daß er ein nothwendiges Uebel in unserm gesellschaftlichen Zustand ist, und ein Verbrechen nur vor dem geschriebenen, aber nicht vor dem Gesetz der öffentlichen Meinung. Da das Duell in unserer Zeit meist mit der Pistole ausgefochten wird, so müssen wir uns vorbehalten, an der geeigneten Stelle davon zu reden und es von unserm Standpunkt aus zu betrachten. — So viel ist jedoch gewiß, daß der Verfall der Fechtkunst an und für sich bedauerlich bleibt, und daß es einem Manne gar schlecht ansteht, wenn er nicht ein Meister der Klinge ist, namentlich auf den Stoß nach der Art, welche man als die französische bezeichnet, im Gegensatz zu dem deutschen Stoßfechten auf einigen Universitäten, das just gut genug ist, allzuhäufiges Unglück unter großen Kindern zu verhüten, denn nach dieser letztern Art stehen die Fechter, mit dem linken Fuß festgewurzelt, so weit von einander entfernt, daß sie nur mit großer Mühe sich erreichen können, das Recht des Stoßes wechselt regelmäßig unter ihnen ab, keiner darf den Gegner aufrennen lassen, und die Stichblätter sind kaum kleiner als Suppenteller, so daß die Beweglichkeit, Gewandtheit und alles das wegfällt, was den Angriff und die Vertheidigung ziert und den ernsten Kampf zu einem ritterlichen Beginnen stempelt.

Das Fechten auf den Hieb, im Allgemeinen „Schlagen" genannt, findet auf verschiedene Art statt. Zuerst mit der geraden Klinge, wobei die Faust durch „Bügel und Glocke" oder durch einen „Korb" verwahrt wird. — Das Schlagen wird mit stumpfen Klingen erlernt, die Rappiere heißen, ein Name, der im sechzehnten Jahrhundert einen Raufdegen überhaupt bezeichnete; und wie man oft, der beliebten Kürze willen, von den Fleurets die Knöpfe abstößt, um sie im Ernst zu brauchen, so mag man auch ein Haurappier bei der Spitze schleifen, um es gefährlich zu machen. — Das Schlagen mit dem Rappier ist die gewöhnliche Fechtübung auf deutschen Universitäten, und obschon gewißlich das Stoßen viel zweckmäßiger wäre, als Uebung nämlich, so ist dennoch ersteres deßhalb vorzuziehen, weil bei der Art, wie es in Zweikämpfen betrieben wird, verhältnißmäßig sehr wenig Unglück entsteht. Ungefähr auf dieselbe Art, wie der Hieber, wird der Offiziersdegen beim Schlagen gebraucht, nur daß weder Glocke noch Korb, sondern ein einfacher, beim Kreuz etwas breiter Bügel das Gefäß bildet und somit eine viel genauere Führung bedingt wird. Gefährlicher als der Degen ist der Säbel, und die Führung desselben viel schwerer zu erlernen. Die Hiebe fallen gewichtiger und schneiden tiefer ein, theils wegen der gebogenen Schneide, theils weil die Gewalt nicht allein vom Handgelenk, sondern von der ganzen Kraft des Arms ausgeht. — Der slawische Säbel mit der

breiten, nur wenig gebogenen Klinge ist vielleicht die dienlichste Wehr in der Faust des leichten Reiters; der sichelförmige türkische scheint weniger passend und ist besonders den zu Fuß fechtenden Abendländern nicht gerecht. Der Pallasch, der entweder ganz gerade ist oder nur eine leicht gebogene Spitze hat, eignet sich absonderlich für schwere Reiterei und wird im Zweikampf zu Fuß allenfalls nur von Offizieren geführt, welche dieser Waffe gewohnt sind. Wenn das Gefäß wohl verwahrt ist, wie bei dem französischen, so dient er zu Stoß und Hieb ganz vorzüglich. — Auch war es eben der geschickt geführte Pallasch, welcher den französischen Schwerbewaffneten, die im Ganzen schlechte Reiter sind, Vortheile gegen die deutschen gewährte, die vortrefflich zu reiten, aber nicht sonderlich zu fechten verstehen.

Nun sollte aber ein ritterlicher Mann mit großer Fertigkeit den Stoßdegen, das Rappier, den Säbel und den Pallasch zu Fuß und zu Roß führen, und billigerweise dürfte ihm auch das Handhaben des Speeres nicht fremd seyn, wenigstens in Gestalt der Carousselanze und des Jagdspießes, der auf waidmännisch „Saufeder" heißt; denn des Reiters echte Waffe ist die Lanze, die lang genug ist, nicht nur ihn, sondern auch sein Thier zu schirmen, besonders gegen einen zu Fuß angreifenden Feind. — Heutzutage ist die Lanze nur noch als Kriegswaffe bekannt, als die Wehr des Uhlanen, und wird mit Meisterschaft von den Sarmaten gehandhabt, die zugleich

auch vollkommene Reiter sind. Die Pike war ehemals die Bewaffnung des Fußknechts, und ist es im Grunde noch, denn mehr als durch die Muskete richtet er durch das darauf geschraubte Bajonnet aus, und um des Beispiels willen soll ein Offizier des Fußvolkes sich darauf verstehen.

Als Ausartungen der Fechtkunst erscheinen das Stockschlagen und das Boxen der Engländer, welche eben auch hier die noblen Passionen üben, wie sie es beim Waidwerk und bei der Reitkunst thun. Uebrigens haben wir bereits geäußert, daß das Fechten nur mittelbar den noblen Passionen angehört, wie die Gegenstände dieses Hauptabschnittes von den ritterlichen Uebungen überhaupt; und wenn einerseits ein Cavalier sich schämen sollte, nicht Meister des Schwertes zu seyn, so wäre andererseits zu wünschen, daß auch im Volke die Fechtkunst sich wieder verbreite, und namentlich diese Verbreitung von den Heeren ausgehe, wozu bei uns die ehrenwerthe Classe der Unteroffiziere erfreuliche Anfangsgründe legt, die von oben herab begünstigt werden.

---

3. Die Schützenkunst.

Das Bedürfniß, einen Gegenstand durch eine fernhintreffende Waffe zu erreichen, ist dem mit Händen versehenen Geschlecht angeboren, dem Menschen,

wie ſogar dem Affen; das erſte Geſchoß, der Stein, bot ſich von ſelber dar und blieb auch nach Erfindung anderer Gewehre noch lange im Gebrauch, bis in's Mittelalter, deſſen Geſchichten mehr als einmal erwähnen, wie Bauern ihren befeſtigten Kirchhof mit „Sanct Stephans Geſchoß" vertheidigten. Von dem unſicher treffenden und zu wenig gefährlichen Stein kam der Menſch bald auf die Erfindung der Wurflanze und dann, da die Kraft des Armes nicht weit genug reichte, auf die der Schleuder und des Bogens, bei dem er viele Jahrhunderte lang ſtehen blieb, bis er den ſchnellenden Bügel an einen Schaft befeſtigte und ſo die Armbruſt bildete.

Schon das für uns fabelhafte Alterthum ſtellte die Kunſt des Schützen ſehr hoch, und wenn wir von dem Schleuderwurf, der Goliaths Stirne, und von dem Bogenſchuß hören, welcher des Achilles Ferſe traf, ſo würden wir an die Möglichkeit, mit einer ſo unvollkommenen Waffe ſo ſicher zu treffen, kaum glauben können, wenn nicht bei vielen verſchiedenen Völkern ähnliche Kunden ſich erhalten hätten, unter denen wir nur die Sage von Robin Hood erwähnen, der durch einen Schuß den im Ziele ſteckenden Pfeil ſeines Vormanns ſpaltete. Das Zielen mit der Armbruſt iſt uns weniger fremd, denn des Schützen Auge blickt, wie bei unſern Feuerrohren, über einen Lauf nach dem Ziel, und die Erzählungen vom Tell lauten uns nicht fabelhaft, ſchon weil ja auch in unſerer Zeit vielfach mit der Armbruſt nach dem Ziel

geschossen wird, namentlich in Oesterreich, Bayern und im nördlichen Deutschland. Die Vervollkommnung der Schützenkunst ward jedoch durch die Erfindung des Pulvers herbeigeführt. Das erste Feuerrohr, welches der Sage nach Berthold Schwarz selbst schon gebrauchte, war eben ein eiserner Lauf, der an einer Kette lag; aber die Armbrust lehrte, den Lauf auf einen Schaft zu befestigen, um damit zielen zu können, und so entstanden die ersten Gewehre, die mit Lunten losgebrannt wurden, wobei der Schütze den Lauf auf einen in die Erde gepflöckten Stock auflegte. Die Erfindung der Pulverpfanne am Zündloch machte das Gewehr leichter tragbar, und als die Lunte an eine Art Hahn befestigt wurde, war der Schütze Meister seiner Bewegungen, und brauchte das Geschoß nicht mehr aufzulegen, denn die rechte Hand konnte nun zugleich dasselbe halten und durch den Drücker das Feuer auf's Zündkraut bringen. — Sonderbarerweise aber gerieth nun der menschliche Witz erst durch einen Umweg auf den natürlichen Gedanken, an den Hahn den Feuerstein zu befestigen, der zugleich Funken schlage und den Pfannendeckel wegdränge; denn vorher kamen die sehr künstlichen, aber schwerfälligen Radschlösser in Aufnahme, bis die Batterien erfunden wurden, welche in neuester Zeit jetzt von den Pistonschlössern verdrängt werden. Die Vervollkommnung der Läufe fand weit früher statt, als die der Schlösser, und die Erfindung der Züge ist verhältnißmäßig sehr alt. Dagegen kamen

die Schrote erſt in allgemeinen Gebrauch, als die vervollkommneten Batterien die Verfertigung leichterer Jagdflinten geſtatteten; doch waren ſie früher nicht ganz unbekannt, denn Benvenuto Cellini z. B. erwähnt ſchon, man könne eine Büchſe auch mit mehreren Kugeln von kleinerem als dem Kaliber des Laufes laden. Das Schießen größerer Thiere in der Flucht kam zuerſt auf, als die Gewehre handlicher wurden und der Schütz es in ſeiner Gewalt hatte, in jedem Augenblick das Feuer durch einen Druck hervorzurufen; kleineres Wild und Geflügel wurden erſt lange nach dem Aufkommen des Hagels allgemein geſchoſſen, während man früher ſie fing, ſchon weil die Kugel ſie zu arg zerriſſen hätte, wenn der Schütz auch geſchickt genug geweſen wäre, ſie in der Flucht oder im Flug zu treffen.

Die jetzige Schützenkunſt zerfällt in verſchiedene Abtheilungen: das Scheibenſchießen mit der Scheiben- und mit der Pürſchbüchſe, das Schießen mit der Pürſchbüchſe auf der Jagd, mit der Jagdflinte, mit der Piſtole, und endlich mit der Armbruſt und der Bolzbüchſe. Von den Kriegswaffen können wir hier nicht wohl reden, denn ſonſt müßten wir noch das ſchwere Geſchütz, den Carabiner und die Muskete anführen.

Wenn wir im vorigen Abſchnitt den Verfall der Fechtkunſt bedauerten, ſo können wir hier dagegen behaupten, daß die Kunſt des Schützen in den meiſten Gegenden Deutſchlands einheimiſch iſt, ein Eigen-

thum des Volkes, von den streitbaren Vätern ererbt und wohl erhalten. Namentlich zeichnen sich die Deutschen im Scheibenschießen aus, die Stämme an der Donau, an der Enns, am Inn und an der Isar, welche mit schweren Büchsen aus freier Hand nach der Scheibe auf 150 Schritt zu schießen pflegen, die westlichen Völker, welche dabei die gezogenen Rohre auflegen, die nördlichen, welche meistens aus glatten Rohren, die ebenfalls aufgelegt werden, nach dem Vogel schießen.

Die Scheibe wird vom Centrum aus mit dem Cirkel in Kreise getheilt, deren erster, vom Umfang einer Büchsenkugel etwa, das Centrum bildet, und die immer weiter auseinander rücken; die ersten vier bis acht dieser Kreise stehen in der Farbe von der übrigen Scheibe ab und heißen allgemein „das Schwarze," obschon sie auch hin und wieder eine andere Farbe tragen, namentlich auf der Haupt- oder Bestscheibe bei einem feierlichen Schießen; denn diese ist oft mit einem bunten Vogel, einem Blumenstrauß oder dergleichen bemalt, um den Schuß zu erschweren. Zuweilen ist die Hauptscheibe auch beweglich, in Form eines Wildes gestaltet und wird vor dem Schützen quer vorbeigezogen. Die sehr alte Einrichtung bei Bestschießen für eine geschlossene Gesellschaft oder bei Freischießen ist in ihren Grundzügen diejenige, daß ein Hauptpreis, „das Beste" oder „der erste Dank," aus einer Stiftung oder durch eine freiwillige Gabe ausgesetzt ist, um welchen von jedem Schützen auf

die Hauptſcheibe eine gewiſſe Anzahl von Schüſſen, gewöhnlich ſechs, gethan werden; nebenbei ſind noch andere Scheiben aufgeſtellt, auf welche die Zahl der Schüſſe nicht beſchränkt iſt, deren jeder einen gewiſſen Einſatz, „Leggeld," koſtet; aus dem Ertrag des Leggeldes werden die Nebenpreiſe und die Koſten beſtritten, wozu auch meiſtens noch der Einſatz für die Hauptſcheibe verwendet wird. Bei Schützengeſellſchaften gibt oft ein Mitglied ein Beſtes für die Genoſſenſchaft, zuweilen ein großer Herr bei feierlichen Gelegenheiten für ein Freiſchießen, oder eine Corporation zu gewiſſen Zeiten. Doch ſind dieß nur die Grundzüge, welche nach der Sitte des Landes, der Provinz, ſelbſt des Ortes, im Einzelnen ſich verſchiedenartig geſtalten. — Eine andere Art der Scheibe iſt der Stern, von dem die Zacken in einer gewiſſen Ordnung heruntergeſchoſſen werden müſſen und zuletzt das Centrum; er ſchwebt an einer hohen Stange in der Luft, wie auch der hölzerne Adler, der ebenfalls ſtückweis herabgeholt wird, wobei jedes Stück ſeinen „Dank" einbringt, deren erſter dem Schützen wird, welcher das aller übrigen Gliedmaßen entblößte „Corpus" von der Stange ſchießt. — Das Vogelſchießen wird im Norden ſehr häufig mit der Armbruſt betrieben, wie das bekannte, welches alljährlich in Dresden den Anlaß zu einem Volksfeſte gibt. Das berühmteſte Vogelſchießen iſt das von Rudolſtadt. — Im ſüdlichen Deutſchland ſind die großen Freiſchießen, zu welchen die Schützen aus weiter Ferne

herbeiziehen, nicht zu zählen, und wir führen hier nur das von München an, welches im October bei dem Fest auf der Thereſienwieſe abgehalten wird. — Das feierliche Schießen der Eidgenoſſen iſt aller Welt bekannt. — Mit der Pürſchbüchſe wird im Süden ſehr häufig nach Beendigung der Jagd auf eine aus dem Stegreif verfertigte Scheibe geſchoſſen, was man in Oeſterreich „Fleckelſchießen“ heißt. — Das Scheibenſchießen mit der Bolzbüchſe wird gewöhnlich an Winterabenden in einem großen Saal betrieben; die Scheibe iſt transparent. Das nächtliche Schießen im Freien findet ſich in der Steyermark als „Lichtelſchießen,“ wobei ein brennendes Licht vor der Scheibe mit der Flamme das Centrum deckt, und in Canada als „Lichtputzen.“ — Unſeres Wiſſens iſt anderwärts dieſe Uebung nicht ſehr bekannt.

Bei der ſo großen Verbreitung der Fertigkeit im Scheibenſchießen iſt es für einen Zögling der noblen Paſſion ſchier unerläßlich, ſich dieſelbe nicht nur in hohem Grade anzueignen, ſondern auch ſich dadurch auszuzeichnen, daß er häufig einen glänzenden Dank ausſetzt, wozu ja immer der gute Wille den Anlaß leicht findet, wie wir am Beiſpiel des öſterreichiſchen Adels wahrnehmen. — Die Geſchicklichkeit in Handhabung der Jagdgewehre iſt eine Nothwendigkeit für den Waidmann, und er erringt ſie allein durch fleißige Uebung, welche ihm das Scheibenſchießen nur theilweiſe gewährt, denn das Wild läßt ihm nicht Zeit, es bedächtig auf's Korn zu nehmen, ſondern er muß

rasch „beisammen seyn.“ Vorzüglich aber erfordert der Schuß mit der Pürschbüchse Schnelle und Genauigkeit, denn die geringste Abweichung beim Visiren führt die Kugel klafterweit vom Ziel. Und dennoch muß der Schütz wieder sehr bedächtig zu Werke gehen, denn sonst schießt er in's Blaue hinein, und so ist seine erste und vorzüglichste Eigenschaft: kaltes Blut.

Vor dem ersten Hirsch bekommt der junge Jäger gewöhnlich das „Hirschfieber,“ er zittert nämlich und weiß nicht recht, ob aus Begierde, ob aus Scheu; bei den nächstfolgenden schießt er auf's Gerathewohl, bis er endlich lernt, den Augenblick zu gebrauchen, ohne sich zu übereilen und ohne ihn zu verpassen, und dieß erfolgt, sobald er merkt, daß die zusammenstimmende Bewegung seiner Blicke und seiner Hände um vieles schneller erfolgen kann, als die wildeste Flucht ihm die ersehene Beute zu entziehen vermag. Der angehende Schütz merke vor Allem das Eine: er vermeide den so gewöhnlichen Fehler, sich zuerst in's Feuer zu legen, das Visir zusammenzubringen, und dann mit dem fertigen ganzen Anschlag das Wild zu suchen, welches er während dieses Bemühens nothwendigerweise hat aus den Blicken verlieren müssen; vielmehr behalte er das Ziel stets im Auge, gewöhne seine Hände, mit sicherer Bewegung im Anschlag das Visir, gleichsam mechanisch, vor's Auge zu bringen, und halte während des Losdrückens nicht etwa still, sondern „fahre nach,“ und schaue scharf durch's

Feuer; denn sobald er noch durch's Feuer das Wild vor dem Rohre sieht, trifft er auch gewiß, wenn nicht etwa die Entfernung zu weit, das Gewehr unsicher oder die Ladung fehlerhaft ist.

Die allererste Uebung werde gegen einen stillstehenden Gegenstand gerichtet, die zweite gegen emporgeworfene Steine, Aepfel und dergleichen; und um dann weiter sich Kaltblütigkeit zu erwerben, übe sich der Lehrling, auf Schwalben, Hasen, und was sonst des Ortes Gelegenheit darbietet, mit einem ungeladenen, bloß mit dem Zündkraut versehenen Gewehr zu zielen und abzudrücken, wobei er sich gewöhnen wird, Alles sehr genau auf's Korn zu nehmen, und das ganz ruhig, weil er weiß, daß er doch nichts erreichen kann. Hat er etwa reizbare Augennerven oder sonst Neigung zu Feuerscheu, so sey seine Flinte mit einem Batterieschloß versehen und allenfalls auch blind geladen. — Einen ganz besonderen Vortheil wird es ihm gewähren, wenn er sich gewöhnen kann, beide Augen beim Schießen offen zu halten; doch ist dieß stets schwer, meist aber ganz unmöglich, sobald es nicht von Anfang an beobachtet worden. Die Befolgung dieser angedeuteten Regeln dient, die Fortschritte zu beschleunigen und eine heilsame Folgerichtigkeit in die Uebung zu bringen, namentlich wenn einer das Schießen erst in reiferen Jahren erlernt, wo er die Nützlichkeit davon einzusehen im Stande ist, die ein Knabe in zarter Kindheit nicht begreift; diesem aber gebt, sobald er sie halten kann, eine

Armbruſt in die Hand, denn der Bolzen, den er fliegen ſieht, macht ihm im Augenblick klar, was ſtundenlange Erläuterungen ihm räthſelhaft laſſen würden, und ſobald er den Begriff von der Wechſelwirkung des Zielens und Treffens durch die in die Augen fallende Erſcheinung ſich angeeignet hat, laßt ihn mit einer Flinte, wie er ſie zu halten vermag, irgend einen Spatzen vom Zweig ſchießen, und der Inſtinkt wird das Uebrige thun, dem ihr fortan nur mit leiſer Hand nachzuhelfen habt. Der Schuß, mit dem der Knabe den Vogel erlegte, pflanzt ihm für immerdar die edle Leidenſchaft in die zarte Seele, die Gewohnheit macht ihn zum fertigen Schützen, und es müßte ſonderbar zugehen, wenn er im zehnten Jahre nicht ſeine Doppelflinte führte, ohne Rechenſchaft geben zu können, wie er ſich eigentlich anſtellt, um Schuß auf Schuß niederzulegen, was immer in den Bereich ſeines Blickes und ſeines Rohrs kommt, es laufe oder fliege. — Eine ſolche Erziehung macht Schützen groß, die einſt nicht dem Geſpött ihrer Büchſenſpanner anheimfallen, wie jene, hinter denen der grüne Begleiter bereit ſteht, des Jagdherrn Fehler zu verbeſſern und zu vertuſchen; denn die dienſtbaren Geiſter ſind immer geneigt, ihren Herrn und Meiſter zu verhöhnen, der Jäger, ſobald er ſieht, daß es zweckmäßiger wäre, wenn der Gebieter lüde und er ſelbſt dagegen ſchöße, ſo wie der Reitknecht, wenn er merkt, daß der Gebieter beſſer auf den Klepper als auf das edle Roß paßte. Und ſie haben in ihrer Weiſe Recht, weil es

schmerzlich zu sehen ist, wenn die Unfähigkeit den unverdienten Vorzug behauptet.

Von dem adeligen Schützen, Kaiser Max, an, hat es wohl wenig Fürsten gegeben, die nicht die Kugelbüchse zu handhaben gewußt hätten, bis auf den heutigen Tag, obschon in so vielen Ländern und Provinzen das Scheibenschießen unter Prinzen und Edelleuten abgekommen und nur noch die Pürschbüchse im Brauch ist. Zu allen Zeiten aber hat es Schützen gegeben, die mit ihrem Gewehr das schier Unglaubliche leisteten, und es war natürlich, daß in dem Sinn des Volkes auf diese Waffe der Wunderglaube sich übertrug, der in frühern Zeiten so manche Wehr mit Zauberkräften begabt hatte. — Wenn auch der wilde Jäger mit seinem Heere sich nicht der Neuerung fügte, sondern dieselbe Bewaffnung beibehielt, welche von uralter Zeit her ihm eigen war, so brauste dagegen der schwarze Jäger durch die Wälder und machte sich auch in friedlicher Gestalt an die Waidleute, die er zuerst zu Spiel, Trunk und Gotteslästerung verleitete, bevor er sie verführte, seine schwarzen Künste zu erlernen, ihr Gewehr durch höllischen Segen zum Bösen zu weihen und Mitternachts auf dem Kreuzweg die gefeiten Kugeln zu gießen, die alle sicher treffen mußten, bis auf eine, welcher der Fürst der Finsterniß ihren Weg vorzeichnete; auch lehrte er seine Zöglinge, fremde Gewehre zu verheren, daß sie nicht trafen oder nicht tödteten, sie zu besprechen, daß der darauf gelegte Zauber

weiche, und verlieh ihnen die Paſſauer Kunſt, welche ſie unverwundbar machte gegen Blei und Stahl. — Und obſchon heutzutage der finſtere Jäger ſich ſelten mehr zeigt, ſo haben doch noch einige ſeiner Künſte ſich erhalten und mancher alte Waidgeſell weiß eine Büchſe zu beſprechen oder zu verzaubern, wie er juſt mag. — Von den amerikaniſchen Schützen werden ſonderbare Stückchen erzählt; der Cooper'ſchen Fabeln haben wir ſchon erwähnt, ſo wie des „Lichtputzens" der Canadier, die allgemein ſich der kurzen Büchſe bedienen, welche bei ihnen Carabiner, in einem großen Theil des ſüdlichen Deutſchlands aber Stutzen heißt. Dieſelben Schützen erlegen die Eichhörnchen ohne den Pelz zu verletzen, indem ſie auf den Zweig ſchießen, auf welchem das Thier ſitzt, ſo daß es durch die Erſchütterung allein betäubt und herabgeſchnellt wird; ſo ſoll es auch bei ihnen für einen ſchlechten Schuß gelten, wenn ein Faſan anders als durch den Kopf geſchoſſen iſt. (!?)

Die Türken ſtemmen zu Pferd das Gewehr ſeitwärts hinaus an die Hüfte, und ſollen auf dieſe Weiſe ziemlich ſicher ſchießen, was wir zu glauben ſehr geneigt ſind, da wir ſchon Aehnliches haben verſuchen ſehen. Die Art und Weiſe des Zielens dabei hat mit der Führung des Bogens ungefähr die gleichen Grundſätze. Uebrigens haben wir bei Gelegenheit des Waidwerks hinlänglich angedeutet, wo und wie die Jagdgewehre im Brauch ſind, und können mithin füglich zu der kleinſten, aber deßhalb nicht

unwichtigsten Art von Feuergewehren übergehen, zu der Pistole, die in früheren Zeiten Faustrohr hieß.

Das Faustrohr war von jeher eine Reiterwaffe, und kam erst in Aufnahme, als die Schlösser erfunden worden, welche das Zündkraut hinlänglich festhielten; zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gehörte schon allgemein eine Pistole zur Ausrüstung des Reiters, und noch in demselben Jahrhundert scheint man auch darauf gekommen zu seyn, ihn mit einem Paar zu versehen. Natürlicherweise eignete sich nun der kriegerische Adel diese so verbreitete und nützliche Waffe auch zu anderm Gebrauch an, als zu dem im Scharmützel, und übte sich, damit nach dem Ziel zu schießen, und zwar vom Sattel aus; denn auf den Gedanken, ein Faustrohr zu Fuß zu brauchen, gerieth man erst sehr spät. — Obschon wir nicht gelehrt genug sind, um mit Bestimmtheit angeben zu können, in welchem Jahre man angefangen hat, das Pistolenschießen als eine ritterliche Uebung einzuführen, [1]) so glauben wir doch mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß der allgemeine Gebrauch erst nach 1640 entstanden. Wir folgern dieß aus dem Umstand, daß wir nie von einem Pistolenduell gele-

---

[1]) Die Einführung scheint indessen schon in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu fallen; so finden sich z. B. bei Shakespeare Stellen, welche dieß bestätigen, wie da, wo Prinz Heinrich anachronistisch von Douglas sagt, er schieße im Galopp mit der Pistole nach einem Spatzen.

ſen haben, das noch in der erſten Hälfte des dreißigjährigen Krieges vorgefallen wäre; mithin ward erſt ſpäter das Fauſtrohr eine adlige Waffe, kam dann aber auch ſehr ſchnell in allgemeine Aufnahme, wie heutzutage noch die Piſtole die gewöhnlichſte Duellwaffe iſt, was wir indeſſen nicht billigen können.

Der Zweikampf, in früherer Zeit ein allgemeines Rechtsmittel, ward nach und nach in der öffentlichen Meinung entweder ein Vorrecht (oder eine Dienſtbarkeit, wie's einer juſt nehmen will) gewiſſer Stände, vor allen des Edelmanns und des Offiziers, und die ſtrengſten Verordnungen waren nicht im Stande, den einmal beſtehenden Begriffen eine andere Richtung zu geben; weder Gewalt half, noch Ueberredung, bis endlich die neueſte Zeit auf den ſchicklichſten Ausweg gerieth, das Duell da zu dulden, wo es mit Fug hingehört, ohne die beſtehenden Geſetze aufzuheben, ſo daß die Regierung es immer in ihrer Gewalt hat, da ſtrafend einzuſchreiten, wo irgend ein Mißbrauch ſich offenbart.

Als das Fauſtrohr eine ritterliche Waffe ward, mag ſein Gebrauch im Duell zu allererſt durch zufällige Streitigkeiten (rencontres, im Gegenſatz zu Kämpfen, denen eine Ausforderung vorherging) entſtanden ſeyn; dabei ward es bloß zu Roß gebraucht, weil ja nur der Reiter es bei ſich führte. Jedenfalls ſcheint ſowohl in Deutſchland als in Frankreich das Kämpfen mit Piſtolen ſchon nach dem Jahre 1660 allgemein gebräuchlich geweſen zu ſeyn, denn bei zwei

Fällen der Art, die zu unserer besondern Kenntniß gekommen sind, scheinen die Geschichtschreiber die dabei gebrauchten Waffen als etwas, was sich von selbst versteht, stillschweigend vorauszusetzen, indem sie sonst wohl diesen Umstand hervorgehoben haben würden, während sie beide Zweikämpfe nur ihrer sonstigen Sonderbarkeit wegen berichten, weil nämlich der eine zwischen Brüdern, der andere zwischen Damen stattfand. Wir wollen die Erzählungen hier anführen. — Die beiden Reichsgrafen von Kriechingen (Créanges), Johann Ludwig und Ernst Casimir, ritten im April 1665 von Willingen, wo sie einige Zeit in brüderlicher Eintracht miteinander sich vergnügt hatten, wieder heimwärts, als ihnen ein Priester begegnete, den Johann anredete, während Ernst seinen Weg fortsetzte; diesem nun ritt nach einer Weile einer von Johanns Dienern nach, um ihm zu hinterbringen, wie sein Herr Uebles von ihm rede, worauf Ernst in solchen Zorn gerieth, daß er das Faustrohr zückte, sein Roß wandte und dem Bruder entgegen ritt, den er beim Dorf Wilderfangen antraf. Da nun Graf Johann bemerkte, wie Ernst mit erhobener Waffe drohend und scheltend gegen ihn ansprengte, entblößte er schnell auch seine Pistole und gab Feuer, in demselben Augenblick, als der Andere ebenfalls losdrückte. Beide trafen und wurden getroffen, Ernst durch den Kopf, Johann mit zwei Kugeln in den Leib; der erstere blieb todt auf dem Platz, der andere wurde geheilt und überlebte noch sechzehn

Jahre lang den entsetzlichen Augenblick, aber ohne je wieder des Daseyns froh zu werden, denn eine tiefe Schwermuth hatte sich seiner Seele bemeistert. — So erzählt (nach unserm Gewährsmann Juncker, in seiner Fortsetzung der Ludolff'schen Schaubühne der Welt) Imhof in Notitia Proc. Imp. den Vorfall, während Andere behaupten, die beiden Brüder seyen betrunken gewesen und der Streit habe über einer Hasenhetze sich entsponnen. — Der andere Fall ist minder trauriger Art. Zwei vornehme Damen des französischen Hofes, Madame de Pré l'Abbé und Madame de la Mothe, hatten sich (in demselben Jahr 1665) entzweit und schossen sich zu Pferd. Die letztere ward in den Schenkel getroffen, worauf der Streit auf Befehl des Königs durch Mademoiselle vertragen wurde.

Aelter als die hier angeführten Pistolenduelle ist freilich der Kampf, den der schwedische General Goldstein mit dem Grafen Bruay im Angesichte beider Armeen vor der Schlacht von Jankau (1645) bestanden; doch wird diese Thatsache von gleichzeitigen Geschichtschreibern als etwas ganz Besonderes angeführt; es war wohl nur gleichsam der Auszug eines Reitergefechtes, ähnlich den homerischen Einzelkämpfen, und nicht ein ordentliches Duell; denn wenn die Pistolen dabei schon allgemein gebräuchlich gewesen, so würden jene zwei adligen Fräulein von Aix in der Provence, welche sich im Jahr 1648 um eines Liebhabers willen mit Degen schlugen, wahrscheinlich

ſtatt deſſen der Feuerwaffen ſich bedient haben. — Jedenfalls ſind wir übrigens gern bereit, unſere dießfallſige Meinung zu berichtigen, wenn ſich Jemand die Mühe geben will, uns eines Beſſeren zu belehren.

Der Gebrauch des Zweikampfs um perſönlicher Beweggründe willen iſt ſchon ſehr alt, und ſeine urſprüngliche Form war das „Gottesgericht," dem ſich ſpäter auch feierliche außergerichtliche Zweikämpfe zugeſellten; gewöhnliche Schwierigkeiten wurden in Raufhändeln ausgefochten, wo ſich juſt der Haber entſpann, oder ſchon vorher erbitterte Gegner einander trafen. Solche Raufhändel wurden, als der allgemeine Landfriede Wurzel zu faſſen vermochte, wie Mord und Frevel beſtraft, während früherhin dieß nur geſchehen, wenn ſie an ausdrücklich verbotenen Stellen ſtattgefunden, wie etwa im Frieden der kaiſerlichen Pfalz. — Späterhin wurde das Duelliren überhaupt unter Androhung entehrender Strafen verpönt und das Geſetz ſtreng gehandhabt, bis endlich eine beſſer erleuchtete Einſicht den Gebrauch einführte, der die Anwendung des Geſetzes regelt, wodurch erzielt wurde, daß die Raufhändel (oder rencontres) gänzlich abkamen und die Duelle unter Beobachtung der gehörigen Regeln ſtattfanden.

Die Vorſchriften, nach welchen Ausforderung und Kampf einzuleiten und zu vollführen, ſind im Ganzen jetzt überall dieſelben und ſtammen von den früheſten Formen, die ſich den Bedürfniſſen der Zeit anſchmiegten. Es iſt nicht ſchicklich, daß die Gegner

nach der Beleidigung mit Worten hart aneinander gerathen oder gar aufeinander zuschlagen, sondern sobald die Beleidigung einmal fiel und allenfalls ein verlangter Widerruf nicht erfolgte, genügt ein Blick oder ein halbes Wort, die Rede auf einen andern Gegenstand zu lenken und so stillschweigend die unausbleiblichen Folgen anzukündigen. Alles Uebrige ist Sache der Secundanten, deren Obliegenheiten keine geringen sind, besonders wenn der Zeuge des Beleidigten noch allenfallsige Zweifel zu erörtern hat, ob sein Freund sich auch füglich mit dem Beleidiger schlagen könne, welche Zweifel sich oft in fremden Landen, vorzüglich in sehr besuchten Badeorten darbieten. Beide Secundanten mitsammen haben zu untersuchen, ob der Streit zu blutiger Entscheidung sich eigne, und wenn dieß unzweifelhaft ist, dennoch Alles aufzubieten, den Frieden zu vermitteln, wozu sie noch den letzten, oft glücklichen Versuch machen, wenn die Gegner schon mit den Waffen in der Hand einander gegenüber stehen. So bestimmen sie auch gemeinschaftlich Ort und Zeit, so wie die übrigen Bedingungen des Kampfes, prüfen die Waffen, laden die Pistolen, messen die Entfernung, theilen Licht und Wind.

Die gebräuchlichste Art des heutigen Pistolenduells ist das Schießen im Avanciren, wo beide Gegner gleichweit von einer gesteckten Barrière einander gegenüber stehen, gewöhnlich jeder neun Schritt von der Schnur, so daß ihre erste Entfernung achtzehn Schritt

beträgt; ein jeder hat die Freiheit, zu schießen, wann er will, stehen zu bleiben oder vorwärts zu gehen, wobei jedoch die Schicklichkeit erfordert, daß, so Einer vorwärts geht, der Andere nicht stehen bleibe, und daß der Beleidiger dem Beleidigten den ersten Schuß gönne. Nachdem Beide geschossen haben, ohne daß Einer traf, haben die Secundanten wieder zu laden, da gewöhnlich nur ein Paar Pistolen angewendet wird, und hier sind die Versöhnungsversuche zu erneuern; selten und nur in den wichtigsten Fällen gestatten die Zeugen die dritte Ladung, oder gar die vierte, über die hinaus zu gehen sie sich im Voraus unmöglich zu machen pflegen, indem sie keine weitere Munition mitzunehmen vorsichtig genug sind. Bei einem solchen Duell zwischen zwei österreichischen Offizieren ward der eine vom ersten Schuß erreicht, worauf er die Wunde zudrückte und an die Barrière vorschritt, bis wohin ihm der andere entgegenkam, dem er die Pistole auf die Brust setzte, dann aber in die Luft schoß, weil er nur den Muth des Kameraden hatte prüfen wollen; „hätte er gebebt," sagte der Verwundete nach seiner Genesung, „so würde ich ihn als einen feigen Hund niedergestreckt haben." — Nicht selten haben auch die Gegner auf ein und demselben Platz stehen zu bleiben, und hier wechselt die Entfernung von acht bis fünfzehn Schritten. Die sicherste Art, Einen von Beiden fallen zu machen, ist freilich das Schießen über das Schnupftuch oder den Mantel, wobei nur eine Pistole geladen

iſt. Dieſe Weiſe iſt aber im höchſten Grade unritterlich, und trägt ein ganz chineſiſches Gepräge.

Zum Duelliren nimmt man gewöhnlich glatte Piſtolen, die mit keinem Viſir verſehen ſind, und deren noch keiner der Kämpfer ſich bedient hat; auch werden die Kugeln nicht mit dem Pflaſter, ſondern mit Papier geladen, wodurch die Sicherheit des Schuſſes vermindert wird. Zum Scheibenſchießen hingegen bedient man ſich gerne gezogener Läufe, oder pflaſtert doch wenigſtens die Kugel. Zu Pferd ſind die Halfterpiſtolen gebräuchlich, und als Sicherheits- oder Mordwaffe die Terzerolen. In der Geſchichte der Selbſtmorde ſpielen die Piſtolen ebenfalls eine bedeutende Rolle, und zwar ſchon ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert.

In der Geſchicklichkeit des Piſtolenſchießens hat es die neue Zeit ſehr weit gebracht, und es gibt oder hat Schützen gegeben, welche mit großer Sicherheit auf etwa zehn Schritt eine aufgeſtellte Federmeſſerklinge ſo trafen, daß die Kugel ſich in zwei ziemlich gleiche Theile ſpaltete, die auf zwanzig Schritt und weiter noch das Aß aus einer Karte ſchoſſen, oder Schuß für Schuß in beſtimmter Reihenfolge die Punkte aus einem andern Blatt; doch ſind die Schützen ſelten geworden, welche das Fauſtrohr zu Roß, nämlich im Galopp oder gar im Trabe, mit Geſchicklichkeit zu führen wiſſen, ſeit das Duelliren zu Pferde, aus billiger Rückſicht für die unſchuldigen Thiere, außer Uebung gekommen.

Eine beſondere Fertigkeit im Piſtolenſchießen hat manchen guten Geſellen ſchon zum Uebermuth verleitet, ihn zum Raufbold gemacht, und endlich in's Verderben geſtürzt. Da war zum Beiſpiel ein deutſcher Junker, der auf vierzig Schritt das Aß nicht fehlte, und im geſtreckten Trabe wenigſtens die Scheibe traf, wenn er auch nicht ſtets in's Schwarze ſchoß; dieſer hat bei muthwillig begonnenen Händeln von einem halbblinden Gegner einen Schuß in die Bruſt erhalten, der ohne die Watte des nach ruſſiſcher Art hochgefütterten Ueberrocks tödtlich geworden wäre, und iſt endlich, von der ungeübten Hand eines knabenhaften Jünglings durch die Stirne geſchoſſen, geſtorben. Einige Nebenumſtände machten dieſen Zweikampf beſonders merkwürdig: auf den, welcher fiel, warteten die Verlobte und der Prieſter, während ſein Vater, unbekümmert um das Duell und um die Hochzeit, an demſelben Tage eine kleine Fußreiſe angetreten hatte; dieſen nun erreichte die Trauerkunde juſt beim Mittageſſen, wo er, ohne die Mahlzeit zu unterbrechen, dem Boten ganz ruhig entgegnete: „Ich hab' es dem Jungen oft genug geſagt, daß es ihm einmal ſo gehen würde.“

Als das Muſter eines anſtändigen Duells gilt in unſern Zeiten das, welches ein deutſcher Edelmann im Herbſte des Jahres 1834 beſtanden, und von dem in Semilaſſo's vorletztem Weltgang Rechenſchaft gegeben wird. Die Gegner hatten ſich nie vorher mit Augen geſehen, erblickten ſich mithin zum

erstenmal auf dem Kampfplatz, grüßten sich stumm, schossen, und als einer verwundet worden, wechselten die Secundanten die schon im Voraus ausgefertigten gegenseitigen Erklärungen aus und die Gesellschaft trennte sich. — Unter solchen und ähnlichen Formen vorbereitet und ausgeführt, gewährt das Duell auch den Nutzen, daß es eine völlige Ausgleichung der Gegner herbeiführt, insofern nur eine conventionelle Beleidigung den Anlaß gab, und nicht etwa eine von denjenigen, welche die weite Welt für zwei Männer zu eng erscheinen lassen; von letzterer Art mag die Kränkung gewesen seyn, welche den jahrelangen Haß zwischen dem Polen Rzewuski und einem andern Cavalier entzündete: wo sie einander trafen, schossen sie sich, und jedesmal ward einer von ihnen verwundet, bis es endlich dem Grafen Rzewuski gelang, den Gegner zu erlegen. — Oft wird eine an sich geringfügige Beleidigung nur durch Nebenumstände, besonders durch ein nicht gehörig abgemessenes Betragen der Streitenden, oder eines von ihnen, so schwer, daß alle Versuche zur Versöhnung vergeblich bleiben müssen; meistens ist aber ein solcher Auftritt, wenn er zwischen Leuten von Erziehung vorfällt, mit Berechnung herbeigeführt, um der Welt einen annehmbaren Grund vor Augen zu stellen, sobald sie den eigentlichen Anlaß nicht wissen soll, wie wenn z. B. ein betrogener Ehemann dem Verführer an's Leben will. Denn unsere Zeit, obschon sie sittlichere Grundsätze angenommen, als das 18. Jahrhundert

bekannte, hegt über dieſen Punkt immer noch Gedanken von einer empörenden Leichtfertigkeit, ſo daß ſie nur allzuoft den Beleidigten verhöhnt, den Beleidiger begünſtigt.

So ſicher aber nun in unſerer Ueberzeugung feſtſteht, daß die Verpflichtung, ſeine Ehre mit den Waffen in der Hand zu ſchirmen, oder zu rächen, noch ein letzter Ueberreſt von der ſo ſehr geſunkenen Größe des Adels iſt, und daß dieſe Verpflichtung mit Recht auf den Stand der Waffen, und auf diejenigen Edelleute, welch noch hohe Namen tragen, ohne eigentlich dem Range ihrer Vorfahren mehr anzugehören, ſich ausgedehnt hat, ſo halten wir es dennoch für ganz angemeſſen, wenn dieſe letzteren, ſobald ſie in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen leben, auch in dieſer Beziehung ſich nicht zum Adel rechnen, da es in andern ihnen nicht geſtattet iſt. Vor allem aber glauben wir die leidigen Studentenduelle nicht hart genug tadeln zu können, weil dem die Waffe nicht gebührt, der erſt ſich vorbereitet, in der Welt einen Mann vorzuſtellen, und weil es lächerlich iſt, wenn der, welcher die Geſetze erlernt, ſich eine Pflicht daraus macht, ſie zu übertreten, der, welcher ein Verkünder des Friedens werden ſoll, unter blutigen Händeln die Gottesgelahrtheit ſich aneignet, und der, welcher die Heilkunſt einſt üben will, damit anfängt, Wunden zu ſchlagen, als ob der nahende Beginn ſeiner praktiſchen Laufbahn ihm nicht genug der Opfer vorbehielte. — Und daß dieſer Unfug auf

deutschen Universitäten noch fortbesteht, ist einzig die Schuld derer, welche nicht einsehen wollen, wie die veralteten Formen nicht mehr in unsere Zeit passen; denn so heilsam es im Mittelalter gewesen seyn mag, durch die Vorrechte der Hochschulen dem Erlernen der Wissenschaften einen besondern Reiz zu verleihen, eben so sehr läge es in den Bedürfnissen unserer Tage, die Lernenden recht lebhaft empfinden zu lassen, was sie unter den jetzigen Verhältnissen zu vergessen so sehr geneigt sind: daß sie Schüler sind, und erst künftighin Männer und Bürger werden können, wenn sie die ihnen obliegenden Pflichten treulich erfüllen.

Im Ganzen treffen in den Ansichten über das Duell die zwei einander am meisten entgegengesetzten Systeme zusammen, der absolute Despotismus und die republicanische Denkart, denn beide verlangen Staatsbürger, deren Gut und Blut, Leben und Ehre allein dem Gemeinwesen angehöre. Die romantische Gesinnung aber gesteht dem Himmel und dem Kaiser nur das zu, was ihnen gebührt: die Seele und das Leben; das Herz und die Ehre der eigenen Verfügung vorbehaltend.

4. Das Tanzen.

Wie wir in den vorhergehenden Abschnitten dieses Kapitels von edlen Rossen und Waffen sprachen, die das Leben einer ritterlichen Jugend schmücken, sey es in blutigem Ernst des kriegerischen Treibens, sey es in Spielen mannhafter Uebungen, — so gehen wir jetzt zu einem anmuthigeren Gegenstand über, der zugleich den Mittelpunkt bildet, um welchen sich der gesellige Verkehr fast aller Stände dreht.

Die Gesellschaft, in engerem Sinne nämlich, ist diejenige Beziehung der Standesgenossen unter einander, durch welche sie bei gewissen Anlässen mit einander zu ihrem Vergnügen verkehren, und diese Beziehung ist besonders in den höheren Kreisen des Lebens von großer Wichtigkeit, weil die Gesellschaft es ist, welche — gleich einem mächtigen Schicksal waltend — mehr oder minder die Stellung ihrer Mitglieder bestimmt, so daß der Verkehr, welcher eigentlich aus dem Trieb nach Zerstreuung und Erheiterung entsprang, zu einem Geschäft geworden.

Die Gesellschaft, im engsten Sinn, bestimmt das Geschick ganzer Reiche, und ein Mann, der seine Stellung in der großen Welt mit Ehre und Vergnügen behaupten will, muß diese Gesellschaft als eine bestehende Macht anerkennen; die Jugend aber, welche nach dem Ansehen strebt, zu welchem ihre Verhältnisse sie berufen, kann nicht umhin, der

Gesellschaft zu beweisen, daß sie mit allem Fleiß sich der Ausbildung widme, und am wenigsten die körperliche vernachlässige, was sie durch Tanzen darzuthun hat, denn die Blüthe des geselligen Verkehrs sind die Ballfeste.

Doch ist es nur die Jugend, von der die Gesellschaft mit Strenge verlangt, daß sie tanze, während den andern ritterlichen Uebungen der Mann bis ins späteste Alter getreu zu bleiben pflegt.

Da aber das Tanzen unter allen Ständen so sehr verbreitet und üblich ist, so muß, wie wir schon bei andern Gelegenheiten geäußert haben, der Hochgestellte sich um desto mehr darin auszeichnen, was ihm dadurch erleichtert wird, daß er durch andere aus dem Grund erlernte Uebungen Meister seiner Bewegungen geworden, und somit den eigenen Körper in der Gewalt hat; so wie andrerseits ihm bei verschiedenen Anlässen wiederum die beim Tanzen erworbene leichte und sichere Haltung sehr nützlich ist.

Dieß ist, in kurzen Worten angedeutet, die Stellung der Tanzkunst, als adelige Uebung betrachtet. Ihr Ursprung, ihre Entwicklung sind oft erörtert worden; sie entwickelte sich aus dem Hüpfen kindlicher Freude, sie diente als Aeußerung der frommen Erhebung, oder doch als ein Schmuck des feierlichen Gottesdienstes, und sie entfaltete sich zu dem, was sie noch ist: eine pantomimische Darstellung des Werbens um Minnesold, wo nicht diese Werbung selbst. — In dieser Beziehung liegt auch der unwiderstehliche

Zauber, welcher dem Tanz eigen ist, und der ihm seine Wichtigkeit verlieh, und dieselbe Beziehung ist ein unerschöpfliches Thema für Sittenprediger, die oft nur zu sehr recht haben, aber dennoch, wenn sie die Grenzen ihres Rechtes überschreiten, die meisten andächtigen Hörer und Hörerinnen anlocken, namentlich zur Fastenzeit, wo sie an ihren donnernden Redensarten die sitzengebliebenen Tänzerinnen des jüngsten Faschings trösten.

Der größte Fehler, für den jedoch die Tanzkunst nichts kann, ist wohl der, daß sie so häufig als Zweck und Ziel betrachtet wird, während sie doch überall nur ein Mittel seyn sollte, in der großen Welt, wie wir oben andeuteten, für den Jüngling sich geltend zu machen, und gegen andere nicht zurückzustehen, im gewöhnlichen Verkehr aber allein eine vorübergehende Lustbarkeit zu gewähren. Sie ist daher oft der Anlaß zu einer unwürdigen Verweichlichung und daraus entspringender Sittenverderbniß, denen ein großer Theil der hoffnungsvollsten Jugend als Opfer anheimfällt; deßhalb aber haben wir nicht das Recht, sie gänzlich zu verdammen, denn es gibt beinahe nichts Edles und Schönes auf dieser Welt, das nicht durch Mißbrauch gemein und häßlich werden könnte.

Der Tanz und seine Ausübung sind zugleich auch eine Schule der höheren Höflichkeit, welche einem jungen Edelmann so wohl ansteht, und welche er doch so leicht verlernen könnte, wenn er nur mit Pferden, Geschossen und blanken Waffen allein sich

abgäbe; und während der Tanz den seichten Faut der Verlegenheit überhebt, seine Leerheit allzusehr preiszugeben, erspart er zugleich dem tieferen Geiste die undankbare Mühe, im Verkehr mit Damen mehr aufzuwenden, als just zur Sache gehört, ohne daß die Gelegenheit, zu glänzen, ihm gänzlich abgeschnitten wäre; beide aber finden in gleichem Maße die oben angegebenen Vortheile der äußerlichen Bildung, so daß es nur von ihnen selbst abhängt, dieselben anzuwenden. — Dabei ist freilich nicht zu läugnen, daß manche junge Männer, die zu hohen Dingen berufen sind, hier sich als Gecken zeigen und bewähren, so daß man bei ihrem Anblick wähnt, irgend einen Commis Voyageur vor sich zu haben; das ist aber gewöhnlich nur ein Fehler der Erziehung, wenn dem Lehrer die Fähigkeit fehlte, dem Zögling zugleich adeliges Thun und Denken neben den adeligen Uebungen zu lehren. Es ist nicht die Geburt allein, welche Prinzen und Herren macht, sondern sie legt nur die Verpflichtung auf, dieselben als solche zu erziehen, und diejenigen Eigenschaften in ihnen auszubilden, welche sie oftmals, so Gott will, von ihren Vätern und Ahnen erben; denn das Vererben mancher, nicht den höchsten Kreisen der Seelenfähigkeiten angehöriger Eigenschaften können wir im Allgemeinen um so weniger läugnen, da wir ja aus Erfahrung wissen, daß bei vielen Thierarten sich dieselbe Erscheinung offenbart. Die Fähigkeiten der Seele vererben sich nicht, weder der Genius noch das Talent, häufiger

aber gute und ſchlimme Neigungen, ſogar noch andere Zuſtände, die nicht allein dem todten Mechanismus des Leibes angehören; aber die Erziehung allein bildet die guten Neigungen aus, mildert die Wirkſamkeit der ſchlimmen, und führt ein Gebäude auf, das um ſo feſter und ſicherer ſteht, wenn eine haltbare Grundlage ſich bereits vorfand.

Einer weiteren Ausführung über die Tanzkunſt enthalten wir uns, denn der Gegenſtand an und für ſich iſt zu allgemein in Uebung, als daß wir etwas ſagen könnten, was nicht überall bekannt wäre; ſomit konnte in dieſer Hinſicht unſere alleinige Aufgabe ſeyn, den Tanz von dem erwählten Standpunkt dieſes Buches zu betrachten. Wenn wir übrigens in den andern Abſchnitten auch Vieles vorbringen, das alle Welt ſchon weiß, ſo getröſten wir uns, daß die Zuſammenſtellung dem größeren Publikum manche neue Anſicht gewähren möge, und daß ſelbſt viele von denen, welchen dieſe Gegenſtände nichts weniger als fremd ſind, zu einer oder der andern heilſamen oder ergötzlichen Betrachtung geleitet werden dürften.

---

5. Schwingen und Recken.

Ehe wir den Hauptabſchnitt von den ritterlichen Uebungen beſchließen, ſehen wir uns gedrungen,

einen flüchtigen Blick auf diejenige Classe körperlicher Uebungen zu werfen, welche einen doppelten Zweck zu erfüllen geeignet sind, nämlich das zarte Alter zu der Erlernung der ritterlichen Künste vorzubereiten und es darin zu befestigen, und zugleich auch diese Künste bei denjenigen zu ersetzen, welchen ihre Verhältnisse eine weitere Ausbildung nicht gestatten.

So wie wir uns zu zeigen bemühten, daß die Gegenstände dieses Hauptabschnittes nur Hülfsmittel zu höheren Zwecken vorstellen, müssen wir hier behaupten, daß die Körperübungen der gewöhnlichen Gymnastik oder Turnkunst nur einen Anhang dazu bilden, und daß, so heilsam dieselben auch wirken, sie, streng genommen, nicht mehr dem Kreis der noblen Passionen angehören, insofern wir die Turnkunst als ein systematisches Ganzes betrachten; ein Theil dieser Turnkunst aber ist, so zu sagen, das ABC der ritterlichen Uebungen, und die Hauptsache dabei das Schwingen (nach dem gewöhnlicheren Ausdruck Voltigiren), das ebenfalls nicht ohne Vorbereitungen erlernt werden mag, deren wichtigste das Recken ist, welches an einer erhöhten Querstange ausgeführt wird, und den Zögling lehrt, durch die Kraft der Fäuste die Wucht des ganzen Körpers zu heben und niederzulassen, wodurch er erst die Fähigkeit erwirbt, andere minder einfache Bewegungen derselben Wucht durch dieselben Mittel auszuführen; und hierauf beruhen die Grundsätze der Kunst des Voltigirens, die zuerst an einem hölzernen Pferd eingeübt wird.

Uebrigens ist dem Knabenalter das Turnen sehr zu empfehlen, und es ist in der That zu bedauern, daß, mit Ausnahme des Schwimmens, alles, was dazu gehört, dem Volke fast überall abgeschnitten und verwehrt ist, bloß weil in einer gewissen Zeit ein Mißbrauch damit getrieben worden, der allerdings bedenkliche Folgen hätte haben können. Doch beginnt man hie und da einzusehen, daß es nicht die Uebungen des Turnplatzes waren, welche unstatthafte Gesinnungen in die jungen Herzen pflanzten, sondern allein die nicht zur Gymnastik gehörigen andern Einrichtungen, so daß jede Verirrung ganz einfach vermieden werden kann, indem man das Turnen zu einem Gegenstand des Schulunterrichtes macht, wobei auch die anstößige und unnütze Benennung eines Turners sich in der eines Schulbuben verliert. Auf diese Weise hat in neuester Zeit eine sächsische Regierung die gymnastischen Uebungen, als eine Anordnung der Gesundheitspolizei, wieder zu Ehren gebracht, und es steht zu hoffen, daß dieß Beispiel die ihm gebührende Anerkennung und Nachahmung finden werde.

Wie aus der Reitkunst die Kunstreiterei, so hat sich aus der Gymnastik das Gewerbe der Seiltänzer, Springer und Gaukler gebildet, das im Mittelalter nur von Zigeunern getrieben wurde, die es „freie Mannskünste“ nannten. Ein Theil dieser Mannskünste, ohne Zuthat nämlich von Gaukelei und überflüssiger Gefährlichkeit, ist noch in manchen Gegenden

ein Eigenthum des Volks geblieben, und es wäre die Sache wohlwollender Verwaltungen, durch Auffrischung alter Gebräuche, z. B. bei Volksfesten, diesen Künsten einen neuen Aufschwung zu verleihen, und dadurch den frischen wehrhaften Muth der Altvordern aus dem Schlummer zu wecken, auf daß der Proletarier auf seine Weise wieder ringfertig werde, und den Ritter beschäme, der sich der Verweichlichung oft so schnöde in die Arme wirft. Und dieß wäre vielleicht ein Mittel mehr, den unausbleiblichen Verfall aller Verhältnisse der bürgerlichen Ordnung für einige Zeit noch hinzuhalten; denn in der Gerechtigkeit, welche Jedem das Seine, und nicht mehr, nicht minder, gewährt und zutheilt, liegt der Anfang aller Weisheit.

III.

Das Mäcenat.

Ein hoher und mächtiger Beschützer der Künste und Wissenschaften in den Personen der Künstler und Gelehrten heißt ein Mäcen, seit Virgil und Horaz durch Cajus Cilnius Mäcenas, dem Vertrauten und Günstling des Augustus, Huld und Schutz genossen — und diese Benennung wird so weit ausgedehnt, daß selbst gekrönte Häupter vorkommenden Falls damit bezeichnet werden, obschon dieß nicht eigentlich im Ursprung des Namens liegt, denn Mäcenas, an den Stufen des Thrones stehend, aber den Staatsgeschäften fremd, konnte in seinem Herzen einer persönlichen Neigung Raum geben, die ihm vielleicht mehr war, als die Kunst, während doch im Allgemeinen dem Herrscher die Kunst mehr gilt, als die Künstler, wie in allen Dingen das Ganze mehr, denn die Einzelnen. — Doch ist der Begriff einmal so angenommen, daß die Ehre des Mäcenats auch demjenigen zuerkannt wird, der nur mittelbar den Personen

ſich hold erweist, und wir ſind weit entfernt, durch irgend eine pedantiſche Theorie dieſen Begriff einſchränken zu wollen, da wir ſelbſt der Ueberzeugung leben, daß die Kunſt, die ewige, mehr ſey, als ihre ſterblichen Jünger, und da es ja nebenbei in den meiſten Fällen unmöglich iſt, den Künſten mit thätiger Liebe zugethan zu ſeyn, ohne zugleich die Wohlfahrt der Künſtler zu befördern; ſogar die Sammler, z. B. älterer Meiſterwerke der Malerei, können dadurch dem jüngern Geſchlechte förderlich ſeyn, obſchon der augenblickliche materielle Nutzen davon nur Speculanten zufällt.

Der Ruhm der Großen dieſer Welt beſteht nicht nur in kriegeriſchen Ehren, und zu allen Zeiten gehörte die Liebe der Künſte zum Schmuck eines glänzenden, vom Glück begabten Daſeyns; ſelbſt in den Tagen der wildeſten Rohheit blühte unter dem Schutz der Mächtigen die Kunſt der Lieder, la joyeuse science. Und jetzt, da eine höhere Bildung auch das Eigenthum der Erſten im Volke geworden, erſtreckt ſich das Gebiet des Mäcenats auf alles Streben, das dahin geht, die dunkle Welt durch den Glanz geiſtiger Schöpfungen oder tiefer Forſchungen zu erhellen.

Zur Ausübung des Mäcenats gehört ein ausgebildeter Sinn für die Schöpfungen des Genius, oder wenigſtens ein lebhaftes, wenn auch dunkles Gefühl ihrer Bedeutung und ihrer Macht; was darüber iſt, bleibt außer dem Bereich unſerer Be-

trachtungen, obschon wir den Besitzern Glück dazu wünschen; mir maßen uns auch nicht an, genau die Gränze zu bezeichnen, wo zwischen dem großherzigen Beschirmer und Förderer alles Guten und Schönen bis hinab zu dem Wohlthäter der Ballettänzerin und dem Raritätensammler die edle Leidenschaft aufhört und das Reich der Steckenpferde beginnt; zählte doch Mäcenas selbst zu seinen Begünstigten auch den Tänzer Bathyllus.

Gegenstände des Mäcenats sind hauptsächlich unter den schönen Künsten: die Poesie, die bildende Kunst, die Architectur, die Musik, und jene Anstalt, durch welche mehrere Künste eine lebendige und ganz besondere Wirksamkeit erlangen — das Theater; — unter den Wissenschaften: vor allen die Geschichte.

Unter den schirmenden Fittichen des Mäcenats widerstand die Poesie, der erste Gegenstand desselben, den Stürmen der Jahrhunderte, bis sie endlich eine stolze und freie Kunst ward, sich der Gönnerschaft entzog, deren sie nicht mehr bedurfte, und den erledigten Platz andern Künsten frei ließ; wenn wir daher mit Eifer vom Mäcenat, mit Trauer, mit Entrüstung oder mit Spott von seinen Verirrungen reden, dann wähnt ja nicht, wir wollten etwa dadurch für die fröhliche Wissenschaft auf's Neue die Gunst der Großen in Anspruch nehmen, da wir doch nichts begehren, als daß sie der edlen Kunst diejenige Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sie auch dem

Handwerk und dem Gewerbfleiß nicht füglich verſagen können. Wir können ſogar nicht umhin, jene Dichter zu bedauern, deren Unfähigkeit oder Gemüthsſchwäche einer Stütze bedarf, wie ein Mäcen ſie gewährt, und diejenigen zu tadeln, welche ein Werk der Poeſie brandmarken, indem ſie ihm eine eigennützige Zueignung auf die Stirn prägen — vorbehaltlich derjenigen Zueignungen, welche aus einem unzweideutigen Gefühl entſpringen, obſchon auch ſie nur allzuoft dem Verdacht Raum geben, daß ſie der Macht oder dem Golde ſchmeicheln, und unter dem Vorgeben, Dank zu ſpenden, um Lohn werben.

Der Dichter unſerer Zeit zählt die Großen zu ſeinem Publikum, und ihr Beifall gilt ihm juſt ſo viel, als der Beifall eines jeden Andern, der mit ihnen auf gleicher Stufe der Bildung ſteht; denn die Rückſichten, welche er in ſeiner Eigenſchaft als Staatsbürger für ſie hegt, ſind dem Dichter in ihm fremd.

Wir fanden für nöthig, dieſe Betrachtungen hier einzuſchalten; denn da wir in dieſem Buche überall Ehrfurcht vor Verhältniſſen ausſprechen, an denen nicht mit rauhen plebejiſchen Fäuſten zu rütteln und zu ſchütteln vielfachen Tadel der Zeit wecken könnte, ſo dürften leicht, wenn wir uns nicht ausdrücklich dagegen verwahrten, böswillige Zungen die Folgerung ziehen, wir wünſchten die Tage zurück, da die Kunſt nicht die jetzige unabhängige Stellung zu behaupten wußte, da hohe Geiſter ſich nicht ſchämten, irgend einem Gönner zu ſchmeicheln, und

da die Schaar der Dichterlinge nicht aufhörte, die Großen mit gereimten Bettelbriefen zu bestürmen, wie sie auch heutzutage wohl noch vorkommen, und manchmal sogar das ersehnte Trinkgeld erbeuten.

Das Mäcenat bildete sich im Mittelalter mit großem Glanz in Italien aus, und es schien hie und da zu den Bedürfnissen eines Großen zu gehören, einen Dichter im Sold zu haben. So war Laura's Sänger der Schützling des Hauses Colonna, geehrt und gehegt auf die würdigste Weise, um seiner Kunst, um seines Ruhmes willen; von seinen Liedern aber lebte nicht Er, sondern er ernährte uneigennützig damit diejenigen, welche sie verbreiteten, denn er erzählt in seinen Briefen, wie Bänkelsänger in zerissenen Kleidern zu ihm gekommen, um Gedichte von ihm zu begehren, und wie er dieselben später wieder gesehen, angethan mit prächtigen Stoffen, wo er dann von ihnen vernommen, daß Laura's Preis ihnen Gunst und Gold eingetragen. — Vor Petrarca fand der finstre Dichter der göttlichen Comödie Huld und Schutz der Großen Italiens; denn als Dante, nach treugeleisteten Diensten von dem undankbaren Vaterlande ausgestoßen, umherirrte, nahm ihn der große Scaliger auf, dessen Schuld es nicht war, wenn des Dichters zerrissenes Gemüth ihn unstät wieder von Verona in die Irre trieb, bis, nach neunzehn Jahren der Verbannung aus Florenz, der Tod den Müden aus der Freistatt zu Ravenna zu bleibender Ruhe führte. — Weniger verstanden von seinem Mäcen,

aber darum nicht minder geehrt, lebte Arioſt, zu dem der Cardinal Hippolyt ſagte, nachdem ihm der Dichter die Frucht eilfjähriger Arbeit, den raſenden Roland, überreicht: „Meiſter Lodovico, wo habt Ihr all' die verfluchten Schwänke her?“ Doch wußte der Cardinal, wenn er auch vielleicht den Orlando furioso nicht zu würdigen verſtand, den Dichter und deſſen Talent beſſer zu ſchätzen, reicher zu lohnen, als ſpäterhin Herzog Alphons, Hippolyts Bruder, der ſeine Gunſt hauptſächlich durch glatte Worte darthat. — Der unglücklichſte unter Italiens erſten Dichtern war wohl Taſſo, aber unläugbar durch eigene Schuld, denn Glück und Gunſt lächelten ſeinen Liedern. —

Die italieniſchen Mäcene haben manches Große und Schöne und ſehr viel Beachtenswerthes hervorgerufen, das ohne den Sonnenſchein ihrer Gunſt vielleicht nie zur Reife gekommen wäre, obſchon der Genius auch unbeſchützt unter den Stürmen des Unglücks emporwächst, der Eiche gleich, welche das Wüthen der Elemente allenfalls bricht, doch nimmer beugt, denn zur Zeit, da in Südeuropa überhaupt die Gönnerſchaft in hoher Blüthe ſtand, ſtarb der Portugieſe Camoens im Spital zu Liſſabon, umgeben aber unbeachtet von denen, zu deren Ehre er die Luſiade unter den ununterbrochenen Schlägen eines nie lächelnden Geſchickes gedichtet hatte. — Im Ganzen war die Stellung der Dichter zu ihren Gönnern ſelten eine beneidenswerthe, denn obſchon ſie um ihrer Kunſt willen Aufnahme gefunden, wurden ſie

eben doch, just wie alle andere, in den Hofstaat eingereiht, und häufig zu Geschäften verwendet, die vielleicht mehr ihren Fähigkeiten als ihren Neigungen entsprachen, und jedenfalls sie ihrer Muße beraubten; dennoch mag aber auch dieser Umstand der Kunst zu Gute gekommen seyn, denn so göttlichen Ursprungs der Genius immerhin sey, er kann sich doch nur auf menschliche Weise hienieden entfalten und äußern, und bedarf dazu einer gewissen Gabe von Widerwärtigkeit, die er sich mit Gewalt schafft, so er sie etwa nicht vorfände, — den Funken weckt ja nur der Schlag. —

Die deutsche Dichtkunst ging einen andern Weg, als die der südlichen Länder. Die ritterlichen Minnesänger des Mittelalters strebten, bis auf wenige Ausnahmen, nicht nach goldenem Dank, sondern nach Ehre und Frauengunst, die beide in reicher Fülle ihnen auch zu Theil wurden, wie z. B. dem edlen Ulrich von Lichtenstein; die, welche die Kunst übten, waren Genossen des Adels, an edlem Blut und an Stolz den Höchsten gleich, und die ihnen nachtraten, waren meist schon keine Dichter mehr, sondern die Classe, aus der sich die Spruchsprecher und Bänkelsänger gestalteten; die Meistersänger aber bedurften ebenfalls nicht der Gönner, denn die schaffende Kunst war nicht ihr Gewerb, sondern ihre Lust, und Hans Sachs war seines Zeichens ein Schuhmacher. So faßte das eigentliche Mäcenat nach wälscher Art in Deutschland nie recht Wurzel, obschon aus früheren

Tagen Friedrich II. und der Babenbergiſche Leopold IV. als beſondere Beförderer der ritterlichen Dichtkunſt zu nennen ſind; und da wir die ſpätere Zeit, wo etwas der Art ſich zu bilden ſchien, aus Gründen übergehen, welche die Freunde des deutſchen Namens zu würdigen wiſſen werden, ſo können wir uns alſobald der Betrachtung jüngerer Zuſtände überlaſſen.

Die Blüthe der Geſittung, die Ausbildung des Geſchmacks iſt nicht mehr ausſchließliches Eigenthum irgend eines bevorrechteten Standes der Gelehrſamkeit; ſie hat ſich, mehr oder minder, auch anderen Claſſen der Geſellſchaft mitgetheilt. Der Schatz des Wiſſens lag ehemals in faſt unzugänglichen Handſchriften begraben, und Lieder, Erzählungen, Sprüche kamen der Maſſe nur bei beſondern Anläſſen zu Ohren, — jetzt aber kann die Maſſe leſen, und hat es ſomit ſtets in ihrer Macht, ſich mit allen Erzeugniſſen der Dichtkunſt bekannt zu machen; und hierauf beruht das heutige Verhältniß der Schriftſteller zu dem geſammten Volke, oder, wie wir uns auszudrücken pflegen: zu dem Publikum. Dieſem gehört auch die höchſte Claſſe der Geſellſchaft an, deren literariſche Bildung vor einem Menſchenalter noch eine ſehr zweifelhafte war, während ſie jetzt nicht ohne große Bedeutung iſt, und hin und wieder, unſerer Meinung nach, ſogar zu weit geht, — ausgenommen da, wo ſie weit genug geht. Nämlich aus gebornen Beſchützern der Künſte werden oft ausübende Künſtler, die, ſtatt Gutes zu befördern,

nur Mittelmäßiges zu Tage fördern, woraus folgt, daß ſie zu weit gehen; — ſo ſie aber wahrhaft Gutes ſchaffen, haben ſie vollkommen Recht. Denn wie an und für ſich die freie, fröhliche Kunſt des Dichters einem Cavalier recht wohl anſteht, ſo kann es ihm nicht verwehrt ſeyn, für die Erzeugniſſe ſeiner Muſe die Aufmerkſamkeit des großen Publikums in Anſpruch zu nehmen; — doch das gehört nicht hieher, denn es iſt zwar ein Glück auch für den hochgeſtellten Mann, wenn der ſchaffende Genius in ihm lebt, aber die Kunſt hat noch andere Anſprüche an ihn, als daß er nur einen großen Theil ſeines innern Lebens ihr widme.

In Anbetracht der Dichtkunſt (worunter wir hier natürlicherweiſe die geſammte ſchöngeiſtige Literatur verſtehen) kann heutzutage das Mäcenat nur ausgeübt werden, indem die Gunſt, die ehemals dem Dichter lächelte, ſich dem Buchhandel zuwendet; aber dieß geſchieht ſelten, denn gar zu viele Große, welche ſich das Anſehen geben wollen, eifrige Freunde und Beförderer der Literatur zu ſeyn, thun hierin nicht mehr, als was auch der erſte beſte Hofrath für ſeine Töchter: ſie bezahlen ein Abonnement in der Leihbibliothek.

Doch haben wir auch in neueren Zeiten erlebt, daß einzelne Dichter, verdienter und wohl auch unverdienter Weiſe, Huld und Schutz erhielten um der Kunſt willen. So überſchüttete Kaiſer Nicolaus den

allerdings nicht talentlosen, aber unbändigen, in sich zerrissenen, von Eitelkeit zernagten, von allen Furien böser Lüste gepeitschten Puschkin mit einer Gnade, die eigentlich nicht der Mann verdiente, und die nur der Begeisterung gebührte, von der ein Funke, wenn auch unter tiefem Schutt, doch immerhin mächtig und verheißend in der friedlosen Brust glühte. Gewiß war es ein Zeichen besonderer Liebe zur Kunst, daß der Selbstherrscher aller Reussen dem Dichter Aeußerungen verzieh, welche der Bürgerkönig schwerlich ohne Ahndung gelassen hätte; und daß der Czar, da Puschkin stets Händel mit den Censoren hatte, die Censur seiner Schriften selbst übernahm, und für die gestrichenen Stellen statt des Tadels und der Vorwürfe dem Dichter eine Entschädigung zukommen ließ. — So ehrte ein deutscher Fürst sich selbst in den größten Geistern seiner Zeit, . . . einer Zeit, die jetzt schon, so nahe auch sie uns liege, der Geschichte ausschließlich angehört.

Unsere Tage wissen auch von einem deutschen Mäcen, der für das Andenken seines verstorbenen Günstlings Alles thut, Alles wagt, sogar das Leben, denn er hat die Worte desselben mit der Pistole in der Faust vertreten. Doch beschränkt sich im Ganzen das Mäcenat, dessen die schöne Literatur heutzutage sich zu erfreuen hat, auf die Journalisten, die oft dadurch eine Stellung gewinnen, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit der des bekannten Pietro von Arezzo

hat. Doch iſt dieß in Deutſchland bei weitem weniger der Fall, als jenſeits des Rheins und des Canals.

Und wie die Dichtkunſt nichts dadurch verliert, daß ſtatt der Gunſt der Einzelnen und Großen der Beifall des geſammten Volkes ihr zum Ziel geſteckt iſt, ſo werden andrerſeits Kräfte dadurch geſpart, die ſich mit Nutzen Forſchungen zuwenden mögen, welche ohne die Großmuth der Hohen nicht ſtattfinden könnten, da die Maſſe ihnen fremd bleibt. Zwar erſetzen Vereine aller Art in unſerer Zeit hier zum Theil das Mäcenat, das gar zu ſelten dem wiſſenſchaftlichen Ernſt ein Lächeln ſchenkt; aber um deſto ehrenvoller iſt es für einen Cavalier, ſich als einen Gönner der Wiſſenſchaften zu erweiſen, wobei es gar nicht nothwendig iſt, daß er ſelbſt viel davon verſtehe, inſoferne er nur im Ganzen ihre Bedeutung und Würde einſieht, und dieſer Einſicht gemäß handelt. Er iſt derjenige, dem hier ſeine Neigungen allein einen Ruhm erwerben mögen, an den minder Beglückte oft vergebens alle Kräfte ihres Daſeyns, die Arbeit eines mühevollen Lebens ſetzten. — Doch wie immer, der Mäcene ſind wenige da für die Wiſſenſchaft, und unter den wenigen bringen die meiſten nur geringe Opfer an Zeit und Geld, indem ſie entweder ſich in irgend einem Verein oder einer Actiengeſellſchaft unter den unbemittelteren Mitgliedern ſchier verlieren, oder grade nur ihren Einfluß, und ſonſt gar nichts, anwenden. Aber zum Glück für die Wiſſenſchaften thun die Regierungen, vollführt die Vereinigung der

Gebildeteren, was die Einzelnen unterlaſſen, und wer dabei verliert, ſind juſt nur die, deren Stelle hier vertreten wird.

Zu der Zeit, da die Dichtkunſt ſo ſehr der Gönnerſchaft benöthigt war, behaupteten die bildenden Künſte eine Stellung, wie ſie jetzt die ſchöne Literatur einnimmt, denn die Ausgezeichneten und Anerkannten unter den Künſtlern bedurften nicht des beſondern Beſchützers, ſondern konnten unabhängig vom Ertrag ihrer Werke leben, nach deren Erwerbung geiſtliche und weltliche Fürſten und Herren in eiferſüchtigem Wetteifer ununterbrochen ſtrebten. Dazumal war die bildende Kunſt die allein freie und ſtolze, mehr denn heutzutage, wo ſie, da die allgemeine Theilnahme erſtorben, ohne beſondere Gönnerſchaft ſelten noch etwas Großes unternehmen kann. — In Deutſchland bewegte ſich die bildende Kunſt noch in den Schranken bürgerlichen Zunftweſens, und Albrecht Dürer dünkte ſich ein beſcheidener Handwerksmann unter andern Nürnbergern, ſo daß er ganz arglos unter eine dem Kaiſer Max zugeſandte Rechnung über ein geliefertes Gemälde die Bitte um ein Trinkgeld ſetzte, zu derſelben Zeit, als anderwärts die Künſtler ſich keck neben die Großen der Erde ſtellen durften, an Ehren und an Gunſt überreich, denn obſchon ſie für ſich eigentlich keines beſondern Gönners bedurften, ſo fanden ſie deren dennoch immerdar, namentlich in

Italien, vor allem zu Rom und zu Florenz, und Raphael hätte vielleicht nur weniger Jahre noch bedurft, um den rothen Hut zu erringen.

So war auch in den Niederlanden das Mäcenat in Uebung, wie wir von dem Marquis van der Veeren lesen, daß er nicht nur einen Maler, den berühmten und berüchtigten Jan von Maubeuge, sondern auch einen Dichter und einen Philosophen unter seinem Hofstaat gehalten.

In Frankreich und in England blühte ebenfalls für die Künstler ein ganz besonderes Wohlwollen, das sich großmüthig und thätig zu äußern pflegte.

In unseren Tagen aber findet die bildende Kunst wenig hohe Gönner mehr, und ihre eifrigste Stütze sind noch die Kunstvereine, deren beschränkte Mittel jedoch nicht im Stande sind, großartige Unternehmungen zu befördern, während die Einzelnen fast nichts mehr für sie thun, als daß sie einige Genrebildet und ihr werthes Conterfei sich anschaffen. Alles Mögliche glaubt man geschehen, wenn einmal ein Cavalier einen jungen Künstler auf zwei bis drei Jahre nach Italien reisen läßt, und ihm dann den Auftrag gibt, die Familie, das Stammschloß oder den Lieblingsgaul zu malen. Und wir würden glauben, für immerdar wäre aus der Welt die edle Neigung verschwunden, der Kunst diejenige Stellung anzuweisen, welche ihre heilsame Wirkung auf das öffentliche Leben sichert, wenn nicht vor allen ein glänzendes Beispiel durch diese Nacht leuchtete, das

wir allein anführen, weil es alle andern Beſtrebungen der Art überſtrahlt.

Der Mäcen der bildenden Künſte unſerer Zeit iſt König Ludwig; ſein Wohlwollen und ſeine thätige Gunſt erſtreckten ſich über alle Gegenſtände derſelben, und zugleich noch auf die Architectur, ohne deren Beihülfe ſie ja nicht ſo wirkungsreich in's öffentliche Leben eingreifen könnten, und die auch ihnen ſo nahe verwandt iſt, daß viele der größten Künſtler früherer Zeit ſie in den Kreis ihrer Thätigkeit einſchloſſen, wie Michel Angelo und Albrecht Dürer. — München iſt ein würdiges Heiligthum der Kunſt, die hier in großartigen Werken zu dem Herzen und zu dem Sinn des Volkes ſpricht, die Erinnerungen deutſchen Ruhmes anſchaulich macht, der Frömmigkeit der Gläubigen des Gegenſtands werthe Schildereien darbeut, den Gelehrten wie den Dichter in die Mythen des klaſſiſchen Alterthums verſetzt, und den Sitz ihres hohen Beſchützers ſelbſt mit ihren erhabenſten Werken ſchmückt, ſo daß der „Königsbau“ (wie das Volk die neuen Flügel des königlichen Schloſſes nennt), alle Paläſte beſchämt, an deren Wänden über den koſtbaren Stoffen Bilder, wenn auch die erſten und theuerſten, hängen, denn hier ſind die Wände ſelbſt die Kunſtwerke, in jedem ihrer Beſtandtheile Meiſterſtücke der vorzüglichſten Maler und Bildner, und unter ſich in einem wundervollen Zuſammenhang.

Solche Wunder vermag freilich nur eines großen Herrſchers mächtiger Wille zu wirken, und kein Vaſſal,

lebte auch in ihm dieselbe Begeisterung, und ständen ihm Demidoffs fabelhafte Reichthümer zu Gebot, würde ähnliche Erfolge hervorzurufen im Stande seyn; aber dennoch leuchtet das erhabene Beispiel für alle, und möge sie lehren, wie das Mäcenat auf eine, ihrer Stellung und ihrer Mittel würdige Art zu üben wäre. — Und wenn etwa ihre Gunst hauptsächlich sich der Architectur zuwendet, so sollten sie lernen, ihre Paläste nicht wie Kasernen, ihre Landhäuser nicht wie Herbergen und Kaffeeschenken zu zu erbauen, und beide nicht so auszustatten, als ob sie sich immer bereit halten müßten, wieder auszuziehen; vielmehr sey das Gebäude sammt Allem, was dazu gehört, fest, schön und wie aus einem Guß, ein Werk der Kunst, und somit die würdige Wohnung eines geborenen Beschützers derselben. — Ein sehr großer Theil der Cavaliere aber richtet seine Wohnungen ein, wie etwa ein Emporkömmling, der, ein Zögling der Industrie und Speculation, keine erhabenere Lebensaufgabe kennt, als nur durch sinnlosen Luxus zu glänzen, und nebenbei dem Gewerbsfleiß etwas zu verdienen zu geben, ohne Rücksicht auf alles Höhere.

Des großen Alexanders Vater, König Philipp, wußte recht gut, was er sagte, da er seinen Sohn anredete: „Schämst du dich nicht, so schön zu singen?“ — Denn so wohl auch einem Hohen dieser Erde die

Gaben stehen, welche der Genius verleiht, so wenig paßt es zu ihm, wenn er die untergeordneten Künste sich bis zum Grade der Meisterschaft aneignet, und sich z. B. als Musikant auszeichnet. Die Musik ist die Kunst, welche vor allen fähig ist, die Menschen zu erfreuen und zu rühren, aber wenn ein Cavalier, statt allein sich auf den anmuthigen Wogen der Töne zu wiegen, und der holdseligen Kunst seine Gunst zu weihen, so weit geht, ihre Ausübung zu einer Aufgabe seines Lebens zu machen, so geräth er auf einen sehr unpassenden Irrweg, deßhalb, weil ihm die Uebung eine kostbare Zeit raubt, welche er auf standesmäßige Beschäftigungen zu verwenden hätte, — weil seine Selbstliebe und Eitelkeit sich dadurch auf einen Gegenstand lenken, der außerhalb seines ihm bestimmten Lebenskreises liegt, — und weil er, der dazu beitragen sollte, die Würde und Mannhaftigkeit des Adels aufrecht zu erhalten, sich jener übertriebenen Neigung zur Musik theilhaftig macht, welche so viel dazu beiträgt, dieß träumerische Geschlecht noch vollends zu entmannen, so daß es mit schnellen Schritten einem Zustande zueilt, welcher vielleicht dem üppigen und feigen Zeitalter eines Nero nichts nachgeben wird, darinnen der Cäsar vor allem Volk die Saiten rührte, und den ermorden ließ, der es wagte, ihm den Zoll lauter Bewunderung vorzuenthalten.

Die Musik ist zugleich ein Heiltrank und ein Gift. Sie erhöht den Muth des Kriegers und äußert dieselbe Wirkung sogar auf des Kriegers Roß; sie

beſänftigt die Schmerzen des Gemüthes, lindert die Qual der Reue, vermag ſogar den Wahnſinn zu heilen. Und eben, weil ſie begeiſtert und beruhigt, erfreut und tröſtet, iſt ſie des Wohlwollens und des Schutzes werth, die ihr ſo mannichfach zu Theil werden. Aber mit Strenge iſt zu rügen, daß dieſes Wohlwollen und dieſer Schutz allzuweit gehen, wodurch es geſchieht, daß der zu große überwiegende Einfluß der Muſik die nachtheiligſten Folgen äußert, namentlich auf die ſo wichtige Anſtalt des Theaters, wie wir weiter unten nochmals werden erwähnen müſſen.

Die ausübende Muſik, die Virtuoſität, hat ſelten Gelegenheit gehabt, über Mangel an Gönnern zu klagen, und höchſtens waren es die ſchaffenden Geiſter, welchen die Mäcene fehlten, oder die doch ſich gezwungen ſahen, ihre untergeordneten Fähigkeiten geltend zu machen, um ſich in Gunſt und Amt (oder Aemtlein) zu behaupten; und in unſern Tagen iſt es wahrlich nicht die eigentliche Kunſt der Harmonie, welche ſich der ſo allgemeinen Theilnahme erfreut, ſondern eine joniſche Muſik, welche die Sinne einer gedankenloſen Menge mit weichen lüſternen Melodieen kitzelt und berauſcht, oder mit grellen, ſchrillenden Tönen die abgeſtumpften Nerven aufreizt.

Ein echter Mäcen für die Muſik war der große Kaiſer; er wußte ihre wichtige und dennoch ſo untergeordnete Stellung zu würdigen, gab ſich gerne ihren milden Einflüſſen hin, wenn er, von Harmonieen

geſchaukelt, ſeine welterſchütternden Gedanken ausſpann, und belohnte die, welchen die ſchöne Kunſt eigen war; doch fiel es ihm nicht ein, einen Sänger zum Miniſter zu machen, wie Philipp IV. den Farinelli, deſſen Stimme, obſchon ihr Wohllaut des Königs Melancholie geheilt, dennoch im Rath ſo übel klang. — In Deutſchland erlag Mozart niedern Sorgen, ſtarb Beethoven arm und blos; aber dem geſpenſtigen Genueſer zog das Volk nach, wie die Kinder von Hameln dem Rattenfänger, die Großen überhäuften ihn mit Gold und Ehren, und nicht alle hatten den geſunden Sinn des Kaiſers Franz, der, als der eitle Virtuos einen Orden begehrte, entgegnete: „Ein Titel wird's wohl auch thun.“ — Eine Sängerin vollends iſt im Stande, einer ganzen Generation alle Sinne zu verwirren, und ihre Mäcene zu ihren Höflingen zu machen, ſo daß beim Auftreten einer ſolchen Erſcheinung erſt recht ſichtbar wird, worüber wir lieber den Schleier werfen möchten: der Verfall des Sinnes für echte Kunſt, das Haſchen nach überfeinerten aufregenden Genüſſen. — Und dieſer vorlauten Begeiſterung für einen Gegenſtand, der allerdings an und für ſich einiger Rückſicht werth iſt, geben ſich ſo oft diejenigen Männer hin, von denen die edle Jugend ein ganz anderes Beiſpiel zu erwarten berechtigt wäre; was Wunder alſo, wenn junge Cavaliere ſich in Reihen mengen, die höchſtens aus Commis Voyageurs, Judenjünglingen und andern Leuten deſſelben Gepräges beſtehen ſollten.

Doch kommt es uns nicht in den Sinn, zu begehren, daß ein Cavalier sich ganz und gar nicht mit Ausübung der Musik abgebe, insofern Neigung und Geschick ihm innewohnen; namentlich steht es ihm sogar recht gut an, wenn er leidlich zu singen versteht, so daß er wenigstens ein Trinklied im Kreise fröhlicher Zecher vortragen kann, — oder wenn ihm die Guitarre nicht fremd ist, — und wenn er auf dem Clavier einen Walzer so trommeln kann, daß es möglich ist, darnach zu tanzen.

Die Musik findet übrigens ihre Gönner in allen Souveränen unserer Zeit, und nebstdem ist auch Esterhazy's berühmtes Beispiel nicht ohne Nachahmung geblieben.

Die Künste greifen vielleicht nirgends mit so allgemeiner Wirkung in das öffentliche und Privatleben ein, als da, wo sie in der Anstalt des Theaters zu einem schönen Ganzen verschmelzen. Die Baukunst löst durch die Aufführung eines Schauspielhauses eine ihrer schwierigsten und belohnendsten Aufgaben, — die bildenden Künste tragen sowohl zur bleibenden Ausschmückung des Gebäudes als auch durch den wechselnden Reichthum der „Decorationen" mit ihren besten Gaben bei, — Dichtkunst und Musik lassen ihre Meisterwerke lebendig vor die Augen der versammelten Menge treten, — und die Talente der Virtuosität vereinigen sich, diese Werke zu würdiger und wirksamer Anschauung zu bringen. Sicherlich

iſt alſo eine Anſtalt, der ſolche Ideen zu Grunde liegen, der thätigſten Gunſt der Hohen und Mächtigen werth, . . . ſogar auch dann, wenn die Anſtalt ſelbſt nicht überall das iſt, was ſie ſeyn könnte, was ſie ſeyn ſollte.

Die Mächtigen und Reichen müßten aber ganz anders eingreifen, als ſie thun, um das Theater zu dem zu machen, was es ſeyn ſollte, ſtatt daß ſie eine Richtung befördern, welche von ihren Vätern und Großvätern ſchon vorgezeichnet wurde, da unter dem deutſchen Adel noch keine vaterländiſche Bildung Platz gegriffen hatte. Vor allem wäre hier die Gelegenheit, der Seele eines wahrhaft vaterländiſchen Schauſpiels, der edlen Dichtkunſt, ſich hold und gewärtig zu erweiſen, denn ſo lange noch die Begabten und Begeiſterten unter den Dichtern höhern Ruhm und beſſeren Gewinn durch den Buchhandel finden, werden ſie ſich endlich weislich hüten, gegen die Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihren Werken den Zugang zur Bühne ſtreitig machen; unter ihnen nennen wir Spindler, der durch Waldmann und Konſtantinopels Fall bewieſen hat, was er dem Theater ſeyn könnte, wenn er nicht vorzöge, auf dem Weg zu einem andern Ziele fortzuſchreiten.

Der augenſcheinliche Verfall der dramatiſchen Kunſt entſpringt, unſerer Ueberzeugung nach, aus der überwiegenden Neigung des Zeitalters zu einer weichlichen entnervenden Muſik, und zu den Reizungen, wie Oper und Ballet ſie bieten; und die Schuld

dieſer Richtung tragen die Großen, die zuerſt beide aus Italien herbeiriefen. — Die Maſſe iſt kaum mehr fähig, zu den Vergnügungen, welche ſie vom Theater erwartet, einen ernſteren und tieferen Sinn mitzubringen; ſie begehrt eine Nahrung von eitel Gewürz, und wird immerdar ihre Forderungen ſteigern, bis ihr, die ihr eure Aufgabe bis jetzt noch ſo arg mißkennt, die überreizten Geiſter durch eine kräftige und geſunde Nahrung, die nicht ohne Würze ſey, wieder zur Ordnung führt; denn an euch, die ihr die Schuld tragt, wäre es auch, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, und zwar nicht allein um der Kunſt willen, ſondern weil auch nirgend ſo, wie hier, die Kunſt auf die Haltung der öffentlichen Sittlichkeit einwirkt, deren Würde um eures eigenen Wohles willen euch am Herzen liegen ſollte; zur Würde führt aber nur der Ernſt.

Doch iſt keine Hoffnung vorhanden, daß das Mäcenat ſobald zu Gunſten der Poeſie der Oper entſage, noch minder dem Ballet; denn während dieſe erſtere alle Vorzüge in ſich faßt, die ein gedankenloſes Publikum ſo ſehr zu ſchätzen weiß, iſt das andere ſtets bereit, die Wünſche zu krönen, welche es zu erregen wußte, ſo daß hier der ſogenannte Mäcen einer ganz andern Gottheit, als den Muſen, huldigt.

Bei allen unſern frommen Wünſchen jedoch für das Beſte der Kunſt ſind wir durchaus nicht geneigt, Oper und Ballet gänzlich zu verdammen, am wenigſten aber denen zu grollen, die mit cavaliermäßiger

Großmuth ſie unterſtützen, denn ſie leiſten dabei doch immer etwas, das zu ihrem Stande paßt, wenn auch juſt nicht auf die beſte Weiſe; wenigſtens wird durch ihre Hülfe möglich, daß das Theater dasjenige, was es einmal iſt, vollkommen ſey, und bis zu jener Höhe der Steigerung gelangen könne, auf der es endlich von ſelbſt, da keine Staffel weiter aufwärts führt, fallen und verſchwinden, oder wieder zum rechten Weg wird umkehren müſſen. — Und dieſer Zeitpunkt ſcheint nicht mehr fern zu ſeyn. — —

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne eines Theater-Mäcens in ganz kleinem Format zu erwähnen, deſſen Thun und Treiben, obſchon nicht ohne einigen Anſtrich des Komiſchen, doch etwas Rührendes und Beachtenswerthes in ſich ſchließt. Wir berichten die Umſtände, wie wir ſie aus dem glaubwürdigen Munde eines Augenzeugen vernahmen. — Vor Jahren lebte zu Blaubeuren ein Landrichter, der, wenn wir uns recht erinnern, Frech hieß, und der die letzte Hoffnung irrender Comödianten war, denn ſobald im Sommer eine Bande im Städtlein eintraf, war es der Landrichter, der durch ſein mächtiges Fürwort ein Abonnement für eine gewiſſe Anzahl von Vorſtellungen auswirkte, wobei er ſelbſt für ſich und die Seinen die Plätze immer blank und baar bezahlte, was auch nicht jeder Gönner thut. — Wer den geſellſchaftlichen Einfluß eines bayriſchen Landrichters kennt, wird ſich nicht wundern, daß trotz des ſchönen Wetters und des guten Biers wenigſtens

die ersten Vorstellungen fleißig besucht waren, bis endlich die bestimmte Anzahl der Theaterabende erschöpft, und ein erneutes Abonnement dem Publikum nicht mehr zuzumuthen war, da jegliches Ding wie seinen Anfang auch sein gestecktes Ziel hat. Nun erschien der Direktor: „Euer Gnaden, Herr Landrichter, wir können halt doch nit weiter.“ — „Warum nicht?“ — „Die Einnahmen waren zwar für die Jahreszeit leidlich, aber die Wirthe, die uns auf Ihre Ermahnung aufgenommen, haben ihren Grimm anderweitig ausgelassen, und uns so große Rechnungen gemacht, daß wir festsitzen.“ — „Merks schon, es hat Euch zu gut geschmeckt.“ — „Halten zu Gnaden, das Wetter ist heiß, und das Bier von Blaubeuren gar zu gut.“ — „Also müßt Ihr eben noch eine Vorstellung ankündigen, auf allgemeines Verlangen, die allerletzte.“ — Und so geschah es. Die Stunde schlug, aber der Saal wollte sich nicht recht füllen; da ging auf des Landrichters Geheiß der Amtsdiener zu den Kegelbahnen, und rief den Spielern und Zechern zu: „Einen schönen Gruß vom Herrn Landrichter, und die Herren möchten gefälligst in's Theater kommen. Heut ist die letzte Vorstellung, und es hat schon geschlagen. Die Herren könnten den Anfang versäumen, wenn sie nicht eilen.“ — Die Ermahnten leisteten Folge, und die Einnahme war gut: dennoch wiederholte sich am nächsten Morgen das Klagelied von den Schulden, und der Gönner wußte keinen Ausweg mehr, als eine Collekte zu

eröffnen, auf der in der ersten Reihe sein Name prangte, und neben dem Namen eine für die Umstände große Ziffer des Beitrags, so daß die Gesellschaft des Städtleins nicht wohl umhin konnte, ebenfalls ein Uebriges zu thun; auf diese Weise ward die Bande flott, und wandte eben so ungern als dankbar der gastlichen Oase den Rücken. — Dieß war die Geschichte fast aller Schauspieler, welche ihr Stern im Sommer gen Blaubeuren führte, zu der Zeit, da im hellen Sonnenschein des Thespis Jünger zu frieren pflegen. — —

Mit diesem Hauptabschnitt schließt sich die Reihe der nohlen Passionen des ersten Rangs, deren Ausübung sich mit gutem Gewissen unbedingt empfehlen läßt, und wir gehen nun zu jenen über, die nur unter Bedingungen sich gestatten lassen, denen wohlgeschaffene Gemüther sich willig zu unterwerfen pflegen, namentlich wenn sie, edel und ritterlich geboren und erzogen, ihre Freude am lustigen Waidwerk und an den mannhaften Uebungen haben, und die Künste so lieben und schirmen, wie es ihrer Stellung im Leben zukommt. Nur ein leerer Kopf und ein ödes Herz sind im Stande, sich ganz dem hinzugeben, von dem nur der sprudelnde Schaum edel ist, der über der gemeinen Hefe perlt.

IV.

Die Galanterie.

Als wir in diesen Blättern bei verschiedenen Anlässen die von vielen Seiten begehrte unbedingte Gleichheit aller Menschen vor den Satzungen der irdischen Gerechtigkeit als eine Unbilligkeit bezeichneten, waren wir im Voraus überzeugt, mannichfachen Anstoß zu erregen; doch war unsere Furcht, auch von Freunden und Gutdenkenden mißdeutet zu werden, unendlich geringer, als jetzt, da wir es unternehmen, eine ähnliche Ungleichheit der Sterblichen vor den Gesetzen der Sittlichkeit zu vertheidigen, und das, was in der That besteht, auch freimüthig als geltend anzuerkennen wagen.

Darum können wir mit nicht genug Schärfe und Bestimmtheit unsere Gedanken über diesen Gegenstand ausdrücken, und müssen unsere Zuflucht vor Allem zu der Bitte nehmen, der Leser möge überzeugt seyn, daß wir den Werth der Sittlichkeit nicht geringer, denn er selbst, anschlagen, und daß wir so

gut wie er recht wohl wiſſen, wie das Verderben ſo vieler Einzelnen, ſo vieler Familien, ja ganzer Städte aus drei Quellen entſpringt: aus den mannichfachen Verirrungen des Triebes, dem das Menſchengeſchlecht ſeine Erhaltung dankt, — aus dem Taumel, der die Habſucht zu waglichem Spiele lockt, — aus dem Durſt, der kein Ende findet, wenn nicht im letzten Grad der Berauſchung. Dagegen aber verkennen wir auch nicht, daß ein ſehr großer Abſtand zwiſchen einer Abweichung von dem Pfade nüchterner Tugendhaftigkeit bis zum tiefen Pfuhl der Laſter ſey, obſchon der Weg ſteil und ſchnell hinabführt, und gönnen von Herzen derlei Abweichungen denen, welche dieſelben mit den Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen den Staat in einigen Einklang zu bringen wiſſen, ſo daß ſie dadurch nicht diejenige Würde verſcherzen, die ſie zu behaupten berufen ſind, und nicht die Mittel (aller Art) verſplittern, die höheren Zwecken beſtimmt waren. Daraus folgt, daß jene — welchen ein Ueberfluß an Kräften, Reichthum und Zeit zu Gebote ſteht, und welchen dabei die Sorgen und Rückſichten des gewöhnlichen Verkehrs fremd — auch berechtigt ſind, mehr vom Leben zu verlangen, als Einer, deſſen Beruf ihm auferlegt, für ſich und die Seinen wenigſtens das tägliche Brod zu gewinnen, wenn er nicht die Zukunft zu ſichern vermag, und der, wenn ihm auch das Glück mehr, als andern ſeines Gleichen lacht, ſeinen Umgebungen zu einem Beiſpiel der muſterhafteſten Sitten immerdar

verpflichtet bleibt. Dieſes Mehr jedoch, was Rang und Reichthum vom Leben verlangen dürfen, und das von Stufe zu Stufe immer geringer wird, iſt auf der Höhe ſchon von Gefahren umgeben, die abwärts immer drohender werden, und endlich unwiderruflich Jeglichen verderben, der nur um einen Schritt die ihm von der Natur und den Verhältniſſen gezogene Gränze überſchreitet.

Die gefährlichſte vielleicht unter allen Abweichungen von dem Pfad, welchen die einmal bei uns zu Satzungen gewordenen Grundſätze der Sittlichkeit vorzeichnen, iſt die, zu der uns im beſten Fall heißes Blut und eine wilde regelloſe Leidenſchaft hinreißen, denen wir um ſo weniger widerſtehen können, je mehr Freiheit und Mittel unſere Stellung gewährt. Dieſe Abweichung heißt im gewöhnlichen Leben vor allen andern Unregelmäßigkeiten der Aufführung: Liederlichkeit; in den höhern Ständen: Galanterie, welchen Namen ſie aber nur dann mit Recht führt, wenn ſie wirklich als noble Paſſion betrieben wird. Der urſprünglich ſprachliche Begriff des Wortes gehört nur inſofern hieher, als es ſich von ſelbſt verſteht, daß die noble Paſſion auch auf galante Weiſe zu betreiben iſt, da die ritterliche feine Artigkeit ohnedieß einen weſentlichen Theil der Erziehung des Adels ausmachen ſoll, und die Benennung ein Spott wäre, wenn dieſe fehlte. Der franzöſiſche Name aber mag weniger daher kommen, weil bei den Franzoſen die Sache ſelbſt mehr im Schwange war, als weil unſere

Vorfahren ein gar zu häßliches Wort dafür hatten, das die feinere Bildung des siebzehnten Jahrhunderts verdrängte.

Die Galanterie, im vollsten Umfange des heutigen Begriffes, ist eine schon sehr alte Leidenschaft, und war dem Mittelalter so gut geläufig, wie unserer Zeit, was auch diejenigen dagegen sagen mögen, welche, geblendet von einzelnen Beispielen und vielen Dichtungen, nur von der romantisch-platonischen Liebe jener Tage träumen, denn leichtlich widerlegt sich ihre vorgefaßte Meinung durch die nähere Betrachtung der Aussprüche der Minnehöfe, so wie durch manche Gedichte, unter denen wir hier nur die altfranzösischen Erzählungen nennen, z. B. den Roman de la violette, der unter uns vor allen bekannt ist, seit sein Inhalt, des sehr verfänglichen Hauptmotivs bar, als Euryanthe über die Bühnen schritt.

Der historischen Galanterien hoher Herren, vorzüglich großer und ausgezeichneter Herrscher, ist eine unendliche Zahl, wobei leider nicht zu läugnen, daß auch Männer von den höchsten Gaben die Gränze überschritten, und sich mehr oder minder weit in das Gebiet des Gemeinen verirrten. Doch lebt auch noch manche Kunde edler, wenn gleich ungesetzlicher Minne.

Wer kennt nicht die Geschichte der unglückseligen Rosamunde? — Wer ist so stumpf, daß er nicht von Franz des Ersten, von Heinrich des Vierten Liebschaften noch eine Erinnerung mindestens aus den

Schulbüchern behalten hätte? daß er nicht Agnes Sorel vom Theater aus kennte? — Wer vernahm nicht von den Galanterien, deren auf jedem Blatte der Weltgeschichte verzeichnet zu finden? — Um sie alle, auch nur flüchtig, zu nennen, müßten wir unsern Betrachtungen ein Buch einverleiben, das zu schreiben kaum eines Menschen Leben hinreichen dürfte. Doch ist dieß nicht unsere Aufgabe hier, wo es vorzüglich darum zu thun ist, den Begriff festzustellen, und die sichere Mitte eines Gebietes zu suchen, dessen reizende Irrgewinde in Abgründe und Moräste auslaufen, und wo der Besonnenste oft den leitenden Faden verliert.

Die Galanterie des siebenzehnten Jahrhunderts und der Folgezeit stammt zweifelsohne von der mittelalterlichen, obschon sie sich in ihren Aeußerungen so sehr davon unterscheidet, daß in manchen Stücken nur die Grundursache aller Galanterie die Analogie unter ihnen festhält, nämlich: „durch die Vereinigung ritterlicher Vorzüge und geselliger Gaben nach der Gunst des weiblichen Geschlechtes zu streben."

Die geselligen Gaben, welche vorzüglich zu Ende des zwölften und im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts den Glanz männlicher Heldentugend in den Augen edler Frauen zu erhöhen dienten, bestanden in der Kunst der Lieder und in feiner Sitte, wie sie mehr, denn irgendwo, an den Hoflagern kunstliebender Fürsten geübt wurden, unter denen wir bereits bei einem früheren Anlaß den großen Hohenstaufen,

des Rothbarts Enkel, Friedrich II., und den Markgrafen Leopold IV. nannten, denen wir auch noch den thüringischen Landgrafen Hermann gesellen müssen, dessen Namen der Sängerkrieg auf der Wartburg verewigt. — Die Kunst der Minnesänger war im Vaterlande, wie in der ganzen Christenheit, heimisch, ihre Wiege die Provence, ihr Mai die romantisch-bewegte Zeit der Kreuzfahrten gen Palästina, wo sie auch ihre Zauber auf den tapfern Saladin übte, dem die abendländische Minne keineswegs fremd blieb, seit des Sultans orientalisch-ritterliche Courtoisie das Herz der Erbin von Guyenne gerührt. Unter den christlichen Königen zeichnete sich Richard Löwenherz als Ritter und als Troubadour aus, und seine Galanterie übertraf nichts, als sein Ehrgeiz.

Die Blüthen dieses Frühlings verwehten im Sturm, vorzüglich in Deutschland, ohne daß sie zu Früchten hätten reifen können, und in den darauf folgenden Zeiten standen die ehrbare strenge Zucht und die Liederlichkeit im schroffsten Gegensatz von einander gesondert, ohne daß die Sittlichkeit irgend etwas dadurch gewonnen hätte, denn was die rauhe deutsche Zunge mit schmählichen Namen brandmarkte, das bestand dennoch, nur unter minder zierlichen Formen, als ehemals, weil Fürsten und Herren keinen Grund mehr fanden, einer Galanterie sich zu befleißigen, die ihre Geltung verloren. Noch schlimmer wurden diese Zustände, als die Reformation Wurzeln schlug, und zelotische Prädicanten mit unbeugsamer

Strenge die Hohen der Erde unter ein eiſernes Geſetz zu beugen trachteten, — bis endlich die aufgeregten Elemente im mächtigen Zuſammenſtoß jenen Vernichtungskampf herbeiführten, den nur die Erſchöpfung aller Mittel zu enden vermochte. So kam die Zeit, welche wir bereits im Beginn dieſer Blätter als den Glanzpunct des edlen Waidwerks bezeichneten, und deren wir hier zwar nicht in ganz gleicher, doch in ähnlicher Beziehung zu erwähnen haben. Die Mannhaftigkeit, „welche ſich durch die Stürme des Kriegs gerungen," hatte die Künſte des Friedens durch die Entbehrung liebgewonnen, und ſtrebte nach den Reizen verfeinerter Genüſſe, wie in Allem, ſo auch in dem Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte; da aber die Sitten in den langen Kriegen ſehr verwildert waren, ſo konnte unmöglich die Galanterie den Pfad wieder betreten, auf dem ſie einſt in früheren Jahrhunderten ſo ruhmvoll wandelte, und die neuere Verfeinerung mußte natürlicherweiſe mehr, als je, ihr Augenmerk lediglich auf die Außenſeite richten, was ohnedem nicht zu vermeiden geweſen wäre, da hier ausländiſcher Einfluß überwiegend eingriff, ſchon darum, weil ſeit ſo langen Jahren jenſeits des Rheins die Verhältniſſe ſich minder ungünſtig für die äußere Bildung geſtaltet hatten, — anderer, eben ſo wirkungsreicher Urſachen nicht zu gedenken.

Somit waren es nicht mehr Minnelieder und andere Aeußerungen romantiſchen Sinnes, welche ſich hätten geltend machen können, ſondern nur der Reiz

der persönlichen Erscheinung, der gute Ton des Betragens, der Geschmack und die Pracht der Kleidung, der Glanz und Reichthum der Umgebung, wie sie sich irgend nur entfalten ließen, hauptsächlich in Rossen, Wagen und Livreen, und — wo möglich — die leichte Beredtsamkeit französischen Witzes; mit einem Worte, alle die Eigenschaften, deren Uebermaß den Gecken bezeichnet, namentlich da, wo die ritterlichen Eigenschaften und Neigungen fehlen.

Der französische Ludwig XIV. und sein Hof waren das Musterbild der Galanterie für Deutschland am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, und dabei nur zu bedauern, daß die Nachahmung nach und nach zu weit ging, weil ohne diese Verirrung ganz gewiß die deutschen Großen des achtzehnten Jahrhunderts auf einen bessern Weg gekommen wären, da in den Coryphäen der neuen deutschen Verfeinerung, August und Max Emanuel, unstreitig ein besserer Geist sich regte, als in jenem eitlen und prahlerischen Bourbon, denn die beiden genannten Fürsten waren voll des Markes, der Großmuth und des adligen Sinnes ihrer Vorfahren, von welchen allen Ludwig XIV. nur wenig und sein Nachfolger fast nichts besaß.

So wie an körperlicher Kraft und Gewandtheit, übertraf auch kein deutscher Fürst an Pracht und Aufwand August II., mit dem Beinamen des Starken, Kurfürst von Sachsen, und später König von Polen. Bevor dieser junge Prinz, nach seines älteren

Bruders kinderlosem Hintritt (i. J. 1694) die Regierung Sachsens antrat, begab er sich auf Reisen, die einem langen Triumphzug ritterlicher Galanterie glichen; vorzüglich glänzend war die Art, wie er sich dem spanischen Hof vorstellte, der von seiner Ankunft noch nichts wußte, und plötzlich in die Schranken des Stiergefechtes einen fremden prächtigen Cavalier einreiten sah, welcher Wunder der Tapferkeit und Gewandtheit verrichtete, und unter Anderm die herkulische Stärke seines Arms erprobte, indem er mit einem Streich des Hirschfängers einem Stier den Hals fast ganz durchhieb, so daß der Kopf des unbändigen Thieres am Rumpfe hing. — Zu Madrid erlebte „der schöne Fremdling" das rührende Abenteuer mit der Marquise Manzera, das immerdar in seinem bewegten Daseyn ihm eine eben so süße, als schmerzliche Erinnerung blieb. Die Liebe zu der schönen Spanierin war die höchste und edelste in Augusts Leben, und das traurige Ende derselben wehrte leichtsinnigem Vergessen, wenn auch nicht späteren Galanterien, die nach seiner schleunigen Abreise aus Madrid alsobald wieder begannen, aber in der Art, daß lange Zeit hindurch das Herz des Prinzen gänzlich dabei aus dem Spiele blieb. Die verliebten Abenteuer Augusts beschreibt ausführlich ein berüchtigtes Buch: „la Saxe galante", das um so bekannter und verbreiteter ist, je mehr Vorkehrungen einst getroffen wurden, es zu unterdrücken, und von dem wir also voraussetzen müssen, daß unsern Lesern sein Inhalt

nicht fremd ſey. Zwei Geſtalten, welche in dieſem Werke vorkommen, haben eine wahrhaft geſchichtliche Bedeutung: die ſchöne Aurora von Königsmark, Mutter des berühmten Grafen Moritz von Sachſen, der ſeines Vaters vollkommenſtes Abbild war an Schönheit und Stärke des Leibes, wie an adliger Geſinnung, und die Gräfin Koſel, die durch dreißigjährige Gefangenſchaft eine ſüße Verirrung büßte. — Natürlich ſcheint es, daß Auguſt bei ſeinen lebhaften Neigungen zu Pracht, Abenteuern und Liebe ſich bald der Nüchternheit des Proteſtantismus entfremdet fühlen mußte, und wir zweifeln nicht, daß jene Galanterie mit der venetianiſchen Nonne den Grund zu ſeiner Bekehrung gelegt habe, die durch den lockenden Glanz der polniſchen Königskrone ſich vollendete; dennoch aber ehrte er die Freiheit des Kanzelwortes, denn als ein lutheriſcher Eiferer zu Dresden ſich allzufreimüthige Aeußerungen gegen die Gräfin Koſel erlaubt hatte, entgegnete der König auf die deßhalb an ihn gebrachten Klagen: „die Prediger haben an jedem Sonn- und Feſttag eine Stunde, in der ſie ſagen dürfen, was ſie wollen; da muß ich ſie reden laſſen. So einer aber ſich unterſtünde, außerdem der Gräfin die ſchuldige Ehrfurcht zu verſagen, werde ich ihn zu ſtrafen wiſſen.“ — Und als Auguſt zu reiferen Jahren kam, und ſein Haar ſich bleichte, ſo verfiel er weder auf die Frömmelei, noch auf die Wunderlichkeiten der franzöſiſchen Ludwige, ſondern entſagte nur den wilden Neigungen, die ſeine Jugend wie ſein

Mannesalter vielfach bewegt hatten, und weihte ſein Herz den Freuden der väterlichen Liebe.

Wenn auch Max Emanuel ſeinem Zeitgenoſſen Auguſt nicht an Pracht gleichkommen konnte, ſo gab er ihm dennoch in allen ritterlichen Tugenden und noblen Paſſionen nichts nach, und übertraf ihn an geiſtigen Fähigkeiten, an Stärke des Gemüthes und ſo ſehr an Feldherrnruhm, daß zwiſchen Beiden hier kein Vergleich ſtatthaft iſt. Seine Galanterien waren minder glänzend, als die des prächtigen Sachſen, dabei aber hat er auch weniger Vorwürfe ſich aufgeladen, denn ſeine Liebe zu der Mutter des Grafen von Bayern zeigte ſich erſt nach Arco's Tod, den an ſeiner Seite der Tyroler Scharfſchütz erſchoß, weil er den Grafen, des reicheren Anzugs wegen, für ſein erwähltes Ziel, den Kurfürſten, angeſehen. — Dabei ließ Max Emanuel ſich durchaus nicht von irgend einer Geliebten beherrſchen, und betrug ſich in allen galanten Abenteuern wie ein echter deutſcher Edelmann, auch wo er ſie in niedern Kreiſen fand.

Dieſen glänzenden Vorbildern folgte auch in Deutſchland eine Zeit, welche ſich im Puncte der Galanterie nur das Unedle und Gemeine zum Muſter genommen zu haben ſchien, und die wir am Beſten geflügelten Fußes überſchreiten. Da wurden Pracht und Aufwand zu Geckenhaftigkeit und ſinnloſer Verſchwendung, Höflichkeit und feine Sitte zu alberner ſteifer Etiquette, und die Galanterie artete zu jenem

berüchtigten Maitreſſenweſen aus, das in der Geſchichte als der Schandfleck des achtzehnten Jahrhunderts daſteht, und zu jener unverhüllten frechen Verworfenheit, wie ſie heutzutage nimmer wagen darf, an's Licht zu treten, wenn ſie auch noch vielfach im Finſtern ſchleicht.

Die Galanterie unſerer Tage hat wieder eine edlere Richtung eingeſchlagen, und iſt wenigſtens gezwungen, ſich mit den Formen äußerlicher Zierlichkeit zu umgeben, denn ein junger Cavalier würde ſich der öffentlichen Verhöhnung ausſetzen, wenn er ein Leben führen wollte, wie es zur Zeit der „Regence“ üblich war; ſeine Aufgabe in der Galanterie iſt, ſich durch ritterliche und geſellige Eigenſchaften auszuzeichnen, wodurch ſeine Abenteuer einen gewiſſen romantiſchen Anſtrich erhalten, und es iſt ihm verwehrt, irgend einen Anſtoß zu geben, wie deren ehemals ſtets an der Tagesordnung waren. Er wird getadelt, wenn er auf eine Aufſehen erregende Weiſe in zu niedrige Kreiſe der Geſellſchaft hinabſteigt, — verachtet, wenn ſeine beſporuten Tritte auf Pfaden klirren, auf denen gewöhnlich nur Leute ſchleichen, für deren Betragen wir hier keinen Ausdruck finden; und nur in einem gewiſſen Alter und unter gewiſſen Verhältniſſen ſieht ihm die Welt es nach, wenn er ſich des goldenen Schlüſſels ſo bedient, wie allenfalls jeder von der Natur eben ſo vernachläſſigte als vom Glück begünſtigte Banquier ſich deſſelben zu bedienen weiß.

Unſere Zeit lacht über jenen Zögling des vorigen Jahrhunderts, der aus Anhänglichkeit an die Gewohnheiten ſeiner Jugend es ſeiner Würde für angemeſſen hielt, ſeine Freundin für eine Favorite gelten zu laſſen, wie ſie ihm höchſt entbehrlich war. — Unſere Anforderungen in Rückſicht auf einen gewiſſen Wohlſtand der äußern Formen legen ein günſtiges Zeugniß für das ſittliche Gefühl ab, wenn auch die gezogenen Schranken vielfach überſprungen werden, denn hier gilt mehr die allgemeine Meinung, als die einzelne Abweichung, von der wir uns glücklich ſchätzen, ſagen zu dürfen, daß ſie eine ſolche ſey, und dieſen Zuſtand halten wir für den unſern einmal beſtehenden Verhältniſſen am angemeſſenſten, ſo daß wir mit voller Ueberzeugung uns denen geſellen, welche für die Neigungen eines Cavaliers einen größeren Spielraum anſprechen, als die beſchränktere Ordnung des gewöhnlichen Lebens zuläßt.

Wenn wir übrigens in dieſem Hauptabſchnitt einen ſo reichen Stoff nur im eiligſten Vorübergehen betrachteten, ſo werden billige Leſer unſere Beweggründe zu würdigen wiſſen; wir ſchreiben nicht für ſolche, die vielleicht von der Ueberſchrift etwas zu erwarten ſich berechtigt dünkten, das ſie im Caſanuova oder noch mehr in jenen Büchern finden mögen, auf deren Titelblatt man nicht einmal den Druckort zu nennen wagte, — und die mannichfachen Rückſichten, denen überhaupt dieſe Blätter ſich unter-

werfen, wehren uns, alles das zu ſagen, was wir ſonſt wohl mit Fug und Recht zur Sprache bringen dürften; vor Allem aber iſt es der Reichthum und ſogar der Reiz des Stoffes ſelbſt, der eine außerordentliche Zurückhaltung uns zur Pflicht machte.

V.

Das Spiel.

Die Leidenſchaft des Spiels, welche unter den mannichfachſten Formen ſeit den älteſten Zeiten den Völkern des Erdrundes bekannt iſt, hat ſchon allen denen, welche in irgend einer Weiſe ſich gegen die Menge aussprechen, einen reichhaltigen Stoff gegeben, ohne daß alle Dichter, Geſchichtſchreiber, Geſetzkundige, Weltweiſe, Aerzte und Gottesgelehrte denſelben gänzlich erſchöpft hätten; weßhalb auch wir nicht fürchten müſſen, nur Veraltetes hier zu wiederholen, indem wir das Spiel in den Kreis unſerer Betrachtungen ziehen. Doch maßen wir uns keineswegs an, den Gegenſtand vollkommen darzuſtellen, und wenn wir auch etwas weit ausholen, ſo geſchieht dieß nur, um unſere perſönliche Anſicht davon in ein helleres Licht zu ſetzen, was, manchen Leſern gegenüber, nicht ganz und gar überflüſſig ſcheinen dürfte, weil viele von ihnen durch die Leidenſchaft des Spiels, oder doch durch eine überwiegende Neigung dazu beherrſcht

werden, ohne sich von ihrem Treiben Rechenschaft geben zu können, und wiederum andere, glücklicher denn die ersten, kaum wissen, was Spielen ist, obschon sie an jedem Abend oder Nachmittag ihre friedsame Partie machen.

Die Lust am Spiel mag zuvörderst aus dem Trieb nach fröhlicher Zerstreuung entsprungen seyn, der auch dem Thiere inwohnt, das, wenn es sich gesättigt und behaglich fühlt, scherzt und spielt, wie auch Kinder thun; der in den Jahren vorgerücktere Mensch aber findet seine Aufmerksamkeit nicht genugsam in Anspruch genommen, wenn die Zerstreuung ihm nicht ein Ziel darbietet, das ihn durch irgend etwas Anziehendes fesselt, und wie von selbst schreitet hier der Reiz des Gewinnens und des Gewinnes ein, so daß zwei mächtige Hebel des gesellschaftlichen Lebens hier zugleich in's Gefecht geführt werden: der Trieb, einen Sieg zu erringen, und die Habsucht, wobei denn natürlicherweise die eine Schale um so höher steigt, je tiefer die andere sinkt.

Die Spiele unserer Zeit haben im Allgemeinen, bis auf wenige Ausnahmen, den Geldgewinnst zum Hauptzweck, und werden eben dadurch so gefährlich, weil ein leidenschaftlicher Spieler einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld und Zeit, den zwei kostbarsten Besitzthümern des äußern Lebens, dabei macht. Das sonstige sittliche und leibliche Verderben, das denjenigen bedroht, der sich dem Spiel allzusehr hingibt, brauchen wir kaum zu erwähnen; denn es

iſt bekannt, daß der Spieler von Gewerb gar zu leicht auch dem Laſter anheimfällt, vor allem dem Trunk, ſey es im Uebermuth des Gewinnes, ſey es in der Verzweiflung des Verluſtes, jedenfalls aber im wüſten Taumel eines alles Höheren entkleideten Daſeyns, und dann den niedrigſten Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, ſchon deßhalb, weil ihm keine Zeit bleibt, die er auf die Galanterie verwende. Ueber die Einwirkung des Spiels an und für ſich auf die Geſundheit haben die größten Aerzte nur eine Meinung. — Doch iſt dieß alles vorzüglich auf die Hazardſpiele zu beziehen, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Nach unſerem Sprachgebrauch iſt die Eintheilung aller Spiele eine dreifache: wir kennen Geſellſchaftsſpiele, die man auch erlaubte nennt, verbotene oder Hazardſpiele, und Wetten, die eigentlich nur ein ausgedehnter Begriff aller Spiele überhaupt ſind, da jegliches von ihnen ſich auf eine Wette gründet, ſobald der zum Voraus beſtimmte Erfolg den Gewinn und den Verluſt entſcheidet. Die Grenze zwiſchen den erlaubten und verbotenen Spielen iſt in verſchiedenen Ländern verſchiedentlich gezogen, ungefähr da, wo bei den mannichfachen Arten Zufall und Geſchicklichkeit mit gleichem Einfluß entſcheiden, wobei es nicht möglich iſt, auf dem Gebiet der Uebergänge, namentlich bei den Kartenſpielen, ganz logiſch zu verfahren. Das Freigeben der Commerzſpiele iſt ein Zugeſtändniß, welches die auch in dieſer Hinſicht

ſtrengſten Geſetzgebungen einer Neigung machen mußten, die ſie als gefährlich anerkennen, ohne daß ſie ihr jeden Ausweg verſperren dürfen, verſperren können; aber dem Mißbrauch der erlaubten Spiele haben ſie nur inſofern vorbeugen können, als ſie jede Spielſchuld außer dem Geſetz erklärten. Ueber die Hazardſpiele hegen die Regierungen verſchiedene Anſichten; einige verſuchen, durch Errichtung öffentlicher Banken die Leidenſchaft unter Aufſicht zu ſtellen und Nutzen davon zu ziehen, andere, ſie durch ein unbedingtes Verbot unter Androhung ſtrenger Strafen zu unterdrücken.

Unter den erlaubten Spielen ſtehen zwei oben an, die für edel gelten: das Schachſpiel, welches nur des Gewinnens halber (oder, wie man ſagt, um der Ehre willen) geſpielt zu werden pflegt, weil es ſo kunſtreich an und für ſich iſt, daß es keines andern Reizes bedarf, und das Billard, bei dem ebenfalls der Sieg mehr erfreut, als der Gewinnſt. Die Kreuzfahrer haben das Schachſpiel aus dem Morgenland in ihre Heimath gebracht, wo es nun ſeit ſo vielen Jahrhunderten ein bleibendes Bürgerrecht behauptet, und vielleicht behaupten wird, ſo lange Europa nicht in jene Barbarei verſinkt, die ihm, wie Manche prophezeihen, bevorſtehen ſoll; doch auch dann wäre noch die Frage, ob dieß Spiel nicht den Verfall aller Blüthen des Geiſtes überlebte, wie im Orient. Das Schachſpiel iſt eine Erholung tiefer Geiſter und ſtarker Gemüther; als Conradin und ſein Freund beim

Schachbrett saßen, hatten sie mehr Aufmerksamkeit für ihr Spiel, als für den ihnen angekündigten Tod durch Henkershand. Die Engländer pflegen es um Geld zu spielen und Anlaß zu starken Wetten davon zu nehmen; vor Kurzem haben die Schachklubbs von London und Paris durch Korrespondenz eine berühmte Partie gespielt, die zu bedeutenden Wetten führte. Im Ganzen jedoch ist das Schach zu ernst für ein gewöhnliches Spiel, und kann deßhalb nicht jenen lieb werden, die eine leichte, flüchtige Erholung suchen, wie sie die wechselnden Launen des Zufalls bieten, der hier gar keinen Einfluß übt. — Die übrigen Brettspiele, als Damenspiel, Trictrac und Zwickmühle, haben gar nichts vom Geist des Schachspiels in sich, und gelten für langweilig. — Das Billard erfordert körperliche Gewandtheit, die sich ohne besondere Kraftanstrengung offenbart; der Geist bleibt dabei nicht ganz unbeschäftigt, weil eine gewisse Berechnung nothwendig wird, die Aufmerksamkeit ist stets gefesselt, und auch der Zufall hat dabei sein bescheiden Theil. Es gibt zwei Hauptarten, dieß Spiel zu spielen: die englische Weise, nach der man mit ängstlicher Berechnung so viele Vortheile als möglich zu erringen sucht, und die noble, nach der man, ebenfalls zwar mit dem Vorsatz, zu gewinnen, sich bemüht, auf eine elegante und wagliche Art zu spielen, und stets darauf bedacht ist, auch den Gegner wieder zum Stoß kommen zu lassen.

An das Billard reiht sich das Kegelspiel,

das, so allgemein es auch immerhin sey, dennoch als ein altvaterländisches Vergnügen und als körperliche Uebung den höheren Ständen zu empfehlen ist, die es auch in den gesegnetsten Gegenden Deutschlands mit Eifer treiben, während in andern nur Bürger und Bauern sich noch damit befassen. In früheren Zeiten wurde das Kegeln zu den Hazardspielen gerechnet; so verbot Karl IV. von Frankreich im Jahr 1323 mehrere Spiele, worunter neben den Würfeln auch die Kegel genannt werden, bei vierzig Sols Parisis Strafe, weil „diese Spiele von Waffenübungen abhielten." Auch die Ordonnanz von Orleans (im Jahr 1560) verbietet durch den Artikel 101 alles Krimpenspiel (brélans), Würfeln und Kegeln.

Keines bessern Ansehens scheinen auch in Deutschland vor Zeiten die Kegel genossen zu haben, denn wir wissen durch Westenrieder, daß die Kegelbahnen in München unter Aufsicht des Scharfrichters standen, bis endlich diese Vogtey durch eine jährliche Entschädigung von Seiten des Magistrats abgelöst wurde. — Zu häufiges Kegeln gibt leicht dem Körper eine gemeine Haltung. — Das Ballspiel ist in Deutschland ganz abgekommen; in früheren Zeiten war es das, was jetzt das Billard ist, und wurde in öffentlichen Häusern gespielt, wobei von Marquets oder Marqueurs das Zählen und das Aufheben der Bälle besorgt ward, die, nach Art der antiken Bälle, mit Leder überzogen, mit Luft gefüllt waren. — Der

Ballon, der gewöhnliche Spielball und der Federball gehören jetzt den unſchuldigen Spielen an.

Eine Hauptrolle in den Spielen unſerer Zeit, wo nicht die erſte, iſt den Karten angewieſen. Sie ſcheinen zuerſt im Morgenlande behufs der Wahrſagung erfunden und durch Zigeuner nach Europa gebracht worden zu ſeyn. Nach Deutſchland ſind ſie aus Italien gekommen und bald ſo heimiſch geworden, daß die wälſchen Benennungen ſich alsbald in deutſche wandelten, und ſtatt der Schwerter, Stäbe, Becher und Schilder auf den bunten Blättern ſich Eicheln, Schellen, Herz und Laub (Grün) zeigten. Das älteſte deutſche Spiel ſoll „Lanzknecht" geweſen ſeyn; doch wiſſen wir nicht genau zu ſagen, ob es daſſelbe war, das wir unter dieſem Namen kennen.

Der große Verbrauch der Karten rief ſchon im vierzehnten Jahrhundert den Kartendruck, den Vorläufer des Bücherdrucks, in's Leben; die Kartenmacher hießen Briefmaler, Briefdrucker, ſo wie noch heutzutag in Oberöſterreich das Landvolk unter Brief auch ein einzelnes gedrucktes Blatt oder Heiligenbild verſteht. Jedenfalls iſt der Kartendruck älter als der Zeitpunkt, in den ſogar jetzt noch die Franzoſen die Erfindung ſelbſt der Karten überhaupt verſetzen, indem ſie behaupten, die erſten Karten hätten gedient, die Melancholie ihres Karls VI. zu zerſtreuen; doch ſind die neueren Benennungen der Farben: Coeur, Carreau, Pique und Treflo (beim Volke: Herz, Eckſtein, Schippen und Kreuz), ſo wie die Verwandlung

des Obern (des großen Wenzel) in eine Dame von französischer Erfindung aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. — Die deutsche Karte ist in vielen Gegenden jetzt gar nicht mehr üblich, in andern nur noch unter dem Landvolke.

Die Spiele, zu welchen die Karten verwendet werden, sind von so mannichfacher Art und so verschiedenartigen Benennungen, daß es schier nicht möglich ist, sie alle zu kennen und zu nennen; in der Gesellschaft bestimmt die Mode diejenigen unter ihnen, welche vorzugsweise gespielt werden, während in den niedern Ständen hierin weniger Wechsel Statt findet. Der allgemeine Charakter der erlaubten Kartenspiele besteht darin, daß der Zufall zwar dem Spieler die Blätter zutheilt, dieser aber in den meisten Fällen durch eigene Berechnung die Partie ausführen muß, sein Glück entweder benutzend oder die Ungunst des Zufalls durch Geschicklichkeit in etwas verbessernd, nur daß nicht etwa die Verbesserung sich zu dem erstrecke, was der Franzose so höflich „corriger la fortune“ nennt. Eine aus dem Kartenspiel hervorgegangene Erfindung scheint das Domino zu seyn, eine friedliche Zerstreuung stiller Leute, die Nachmittags ihre Partie um eine Tasse Kaffee und ein Schnäpschen zu machen lieben. — Das Spielen in Gesellschaften hat irgendwer für ein Eingeständniß erklärt, daß die Leute nicht im Stande wären, sich gegenseitig aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Etwas Wahres scheint an dieser Behauptung zu seyn,

und zweifelsohne ſteht es einem Manne von Bildung nicht ſehr wohl an, wenn er ſeine Muße ausſchließlich auf ein Vergnügen verwendet, welches ſo eintönig iſt, daß es nicht einmal die kleinſte Leidenſchaft aufregt und die Einbildungskraft nicht im Geringſten beſchäftigt; doch gehört es zur Erziehung des Weltmanns, ſich auf die üblichen Spiele zu verſtehen und ſie im Nothfall mit Anſtand und Geſchicklichkeit zu treiben.

Eine ganz andere Bewandtniß als mit den Geſellſchaftsſpielen hat es mit den Hazardſpielen, in denen ſich alles das, was das Spiel Anziehendes und Gefährliches in ſich hegt, vollkommen vereinigt findet; vor allem iſt es das neckiſche Walten des Zufalls, das unſere Phantaſie zu den abenteuerlichſten Berechnungen hinreißt, ſo daß wir, ehe wir uns deſſen verſehen, in den Strudel hineingezogen, alsbald nur noch willenloſe Werkzeuge der Leidenſchaft ſind. Vorzüglich ſind es muthige, an keckes Wagniß gewöhnte Männer, die gar zu gern mit dem unergründlichen Zufall in die Schranken treten; und hier wird das Hazardſpiel zur wahren Paſſion, ſobald der Spieler, ohne ſeine oder der Seinigen irdiſche Wohlfahrt zu gefährden, nichts wagt, als gerade nur ſein Gold, und nichts im Grunde verliert, als juſt nur eine Zeit, die er doch zu nichts beſſerem angewendet hätte, als ſie zu verſplittern. Er verliere noch ſo viel, daheim iſt dennoch ſein Tiſch gedeckt und ſein Stammgut bleibt ſeinem Nachfolger unverſehrt, wie

er selbst es von seinem Vorfahren überkommen. Wehe aber dem, zu welchem sich Sorge und Angst an den Spieltisch setzen und den die Vorwürfe des Gewissens unabweisbar von dannen geleiten; denn während er seine Pflichten so freventlich verletzt, untergraben die Gemüthsbewegungen seine geistigen und körperlichen Kräfte, selbst wenn er, was jedoch ein seltener Fall ist, nicht auch nebenbei andern Ausschweifungen sich hingibt. Diesen Gefahren entgeht nur der, welcher über Gewinn und Verlust erhaben steht, woher es auch kommt, daß Spieler gewöhnlich sich den Anschein geben wollen, als sey ihnen das Spiel nur eine noble Passion, indem sie, den äußern Anstand behauptend, Ruhe und Gleichgültigkeit heucheln. — Wie sehr das ungeeignete Spiel den Menschen entwürdige, zeigt unter andern auch der Umstand, daß schon so Viele nicht den Muth hatten, die Folgen ihrer leidenschaftlichen Handlungsweise zu tragen, und in ihrer grundlosen Entsittlichung das feigste aller Verbrechen verübten, das nie gerechtfertigt werden kann, wenn auch hie und da entschuldigt.

Wir haben oben erwähnt, daß nicht überall die Gesetzgebungen in gleichem Sinn sich über Hazardspiele aussprechen. In England gibt es kein wirksames Verbot dagegen, in Oesterreich sind sie ohne Ausnahme verwehrt, bei schwerer Geldbuße, von der jedoch der Angeber, wenn er am Spiel theilgenommen, nicht allein frei ist, sondern noch dazu eine Belohnung erhält. In Frankreich hatte bisher die

Regierung den Grundsatz, ein Uebel, das sie nicht zu unterdrücken vermochte, möglichst unschädlich zu machen, und nebenbei die Leidenschaft zu besteuern; jetzt haben andere Doctrinen den Sieg erhalten, und die Sylvesternacht hat zugleich mit dem Jahr 1837 auch die öffentlichen Spiele geschlossen. — Es ist vielleicht möglich, daß dieses Gesetz in späterer Folgezeit gute Früchte trage, doch für die nächste Zukunft scheinen die Nachtheile überwiegend. Eine Menge von Leuten, welche, theils arm, theils durch Ausschweifungen verarmt, jedenfalls aber durchaus bankrutt, bisher durch das Spiel entweder als Angestellte der Bank, oder durch eigene, die Schranken des geschriebenen Gesetzes noch zur Noth einhaltende Betriebsamkeit sich durchbrachten, werden schwerlich allesammt als ehrenwerthe Arbeiter den Neujahrsmorgen von 1838 begrüßt, mithin wird eine neue Legion von hungrigen, also erfinderischen und entschlossenen Gesellen sich den Schaaren der übrigen Gauner in der Hauptstadt angeschlossen haben, und nebenbei die Bevölkerung der Bagno's und Zuchthäuser vermehren helfen; die Polizei wird sich eines Stelldicheins beraubt sehen, wohin, wie das Wild zur Salzlecke, diejenigen zogen, welche sie sonst kaum zu finden gewußt hätte; und endlich wird die öffentliche Sittlichkeit auch in Hinsicht des Spieles selbst nur verlieren; denn statt der Opfer, welche bisher dem beaufsichtigten, gewissermaßen ehrlichen Spiele fielen, wird das heimliche mit noch mehr Gefährde deren eine weit größere

Anzahl verschlingen, und namentlich die unerfahrene Jugend zu verlocken desto günstigere Gelegenheit finden. Glich doch das heimliche Spiel sogar bisher der Hydra, der für einen abgeschlagenen Kopf gleich zwei neue wuchsen! wie wird es nun erst werden? — Diese Uebelstände werden neue Früchte jener übelangewendeten Menschlichkeit seyn, die in Frankreich schon seit Jahren mit dem Raub des Schaffottes die Galeeren bereichert, und die, so lange Mord und andere todeswürdige Verbrechen noch tagtäglich vorkommen, die Stirne hat, zu sagen: **la peine capitale n'est plus dans nos moeurs!** [1])

Das Hazardspiel in Bädern ist jedenfalls minder gefährlich, als in großen Städten, weil die Gäste gewöhnlich sich höchstens in eine augenblickliche Verlegenheit setzen können, da ihr Credit und ihre baaren Mittel ihnen nicht so zur Hand sind, und die Leidenschaft, welche sie zu weit hätte führen können, Zeit gewinnt zu verrauchen.

Die Spiele, welche an der Bank zu Baden-Baden gespielt werden, sind: **Rouge-et-Noir**, und die **Roulette**; so auch in Wiesbaden. Ob in andern Bädern noch Pharao gespielt wird, ist uns unbekannt; doch glauben wir es vor ungefähr zwanzig Jahren in Aachen gesehen zu haben.

[1]) Ein Blick auf die Tribunalzeitungen Frankreichs in den Jahren 1838 und 1839 wird hinreichen, diese (damals prophetisch geschriebenen) Worte zu rechtfertigen.

Rouge-et-Noir (auch **Trente-et-un** und **Trente-et-Quarante** genannt) iſt ein Kartenſpiel, und der Banquier hat dabei den Vortheil, der ihm bei jedem Hazardſpiele blüht: die Bank ſteht ohne Leidenſchaft den Leidenſchaften der Pointeurs gegenüber, und hat nebenbei noch eine bedeutende Chance des Spiels ſelbſt für ſich. Die Karte beſteht aus mehreren vollſtändigen Spielen von 52 Blättern, die alle untereinander gemiſcht werden. Das Zählen geſchieht, ohne Rückſicht auf Farben oder ſonſtige Bedeutung, ſo, daß jedes Bild für zehn Points gilt, und die übrigen Blätter je nach ihren Augen. — Um alle Verwirrung möglichſt zu verhüten, iſt bei öffentlichen Banken die Tafel ſelbſt in Felder abgetheilt, auf welche der Spieler nur zu ſetzen braucht, um ſeine Meinung auszudrücken, auf was er halten will: auf Schwarz oder Roth, für oder gegen die Farbe, welch letzteres ſagen will, daß er wette, die Farbe der zuerſt aufgeſchlagenen Karte der bevorſtehenden Tour werde gewinnen oder aber verlieren. Sobald das Spiel gemacht iſt (nämlich nachdem die Spieler geſetzt haben), legt der Tailleur die Karten nacheinander um, bis er mindeſtens einunddreißig zählt, worauf er ebenſo eine zweite Reihe ſchlägt; von dieſen Reihen gilt die erſte für Schwarz, die zweite für Roth, und der Tailleur ſagt allemal nur das Schickſal dieſer letztern an, ob ſie gewinnt oder verliert, wobei er zugleich angibt, ob die Farbe gewinnt oder verliert. Gewonnen hat diejenige Reihe, deren Points

zunächſt an dreißig bleiben; daher der Name Trente-et-un. Die Benennung Trente-et-Quarante kommt daher, weil der Zähler dreißig überſchreiten muß, und nicht über vierzig hinaus kann, indem die höchſte Karte nur zehn Augen gilt. Der Gewinn iſt immer dem Einſatz gleich, der ſich mithin dadurch verdoppelt; der geringſte Einſatz in Baden iſt eine halbe Krone, der höchſte 6000 franzöſiſche Francs. Die Chance für die Bank iſt, wenn beide Reihen 31 zeigen, wo dann die Einſätze ſtehen bleiben, und in der nächſten Tour der gewinnende Theil nur ſein eigenes Geld zurück erhält; ſobald die Reihen auf einer andern Zahl gleichſtehen, wird die Tour als gar nicht aufgelegt betrachtet, und das Spiel geht weiter, nachdem der Galerie Zeit gelaſſen worden, ihre Sätze nach Belieben zurückzuziehen oder zu ändern. Nach einem doppelten 31 kann der Pointeur der Bank auch die Hälfte des Einſatzes vor dem neuen Umſchlagen abtreten und die andere zurückziehen.

Die Roulette trägt einen ganz andern Charakter als Rouge-et-Noir, das gegen dieſelbe als ein ſolides Spiel erſcheint; denn ſie erregt die Leidenſchaft in weit höherem Grade, weil ſie dem Gewinnenden die lockendſten Vortheile darbietet, und hat nebenbei viel bedeutendere Chancen für die Bank. — Die Roulette beſteht aus einer beweglichen Scheibe, die von 38 rothen und ſchwarzen Feldern mit erhöhten Seitenſchranken am Rande eingefaßt, auf jeglichem eine Nummer von 1 — 36, doch nicht in arithmetiſcher

Reihenfolge, eine einfache und eine doppelte Null zeigt. Die rollende Elfenbeinkugel, welche in entgegengeſetzter Richtung ſich auf dem erhöhten Rande der gedrehten Scheibe bewegt, fällt endlich hinein, ſobald die urſprüngliche Stärke des Anſtoßes nach und nach ſich mindert, ſtolpert über die Facetten und bleibt endlich, ohne daß das Ergebniß ſich nur im Geringſten voraus berechnen ließe, auf einer Nummer liegen. Der Spieltiſch zeigt 36 Nummern in drei Colonnen; die Zahlen laufen arithmetiſch von der Rechten zur Linken durch die von den Colonnen gebildeten zwölf Zeilen; über den Colonnen ſtehen auf zwei Feldern die Nullen; zu beiden Seiten unten ſind drei ähnliche Felder angebracht, mit den Bezeichnungen: 12p. — 12m. — 12d., was heißt: das erſte — zweite — dritte Dutzend. Die drei großen Felder an jeder Seite ſind für Roth, Schwarz, Gerade und Ungerade, Manque und Paſſe, welch letztere die Eintheilung der Zahlen in die erſte und zweite Hälfte von 1 — 18 und von 19 — 36 bedeuten. Eine beſetzte Nummer bringt, gewinnend, den Einſatz ſechsunddreißigfach zurück, indem die Bank noch fünfunddreißig Mal ſeinen Betrag darauf zahlt; und ſo immer weniger nach Verhältniß der durch ein und daſſelbe Stück beſetzten Nummern, von denen auf einmal zwei beſetzt ſind, wenn der Einſatz auf dem Strich zwiſchen ihnen (à cheval) ſteht, drei, wenn am Anfang oder Ende der Zeilen auf dem Strich, ſechs, wenn zugleich auf dem ſenkrechten am Rande und dem wagerechten zwiſchen zwei Zeilen,

vier, wo innen ſich die Linien kreuzen; zwölf Zahlen laſſen ſich mit einem Stück auf gedoppelte Art beſetzen, entweder auf der Colonne, wo der beginnenden Ziffer immer wieder die dritte der arithmetiſchen Reihe folgt, oder auf den oben erwähnten kleinen Seitenfeldern; dieſe bringen den dreifachen Satz zurück, und den verdoppelten endlich die einfachen Chancen der Farben, der Eintheilung der Nummern in zwei gleiche Hälften oder in Gerad und Ungerad. Mit dieſem ganzen Syſtem hängen, zum Vortheil der Bank, die Nullen nur ſehr locker zuſammen, denn ſie ſind nicht in den Colonnen begriffen, was alſo der Bank, ſtatt der ſcheinbaren Chancen von Fünfunddreißig bis zu Zwei gegen Eins, noch zwei andere, wenn auch nicht überall ſo ausgedehnte, gewährt: ſie tragen zwar die beiden Farben, aber wiederum nur, um die Chancen von Eins gegen Eins zu Gunſten der Bank zu ändern, denn beim Erſcheinen der Null behält die gewinnende Farbe nur den eigenen Satz, während die verlierende denſelben dennoch einbüßt; auf dieſelbe Weiſe gehören ſie auch Pair und Impair, Manque und Paſſe an, und durch ein und denſelben Satz ſind ſie nur mit den Nummern der erſten Zeile zu verbinden. — Aus dieſem Allem iſt leicht zu ermeſſen, welch ungemeinen mathematiſchen Vortheil die Bank vor der Galerie voraus hat; und dennoch lehrt die Erfahrung, daß ſie deren weit größere noch von der erhitzten Einbildungskraft der Spielenden zieht, die zu verwirren die lebhafte Be-

wegung dieſes Spiels nicht wenig beiträgt. — Der niedrigſte Satz auf der Badener Roulette, ehedem eine Viertelskrone, iſt ſeit dem Verruf dieſer Münzſorte ein Gulden, der höchſte auf eine Nummer ſechs Louisd'or, auf eine einfache Chance 4000 franz. Franks.

Das Spielen an einer öffentlichen Bank ſcheint einem hochſtehenden Manne von guten Sitten, ſo zu ſagen: nur im Vorübergehen geſtattet zu ſeyn, iſt aber jedenfalls beſſer, als wenn er ſich anderwärts des Spieles halber in ſchlechte Geſellſchaft mengt, wo die ausartende Leidenſchaft ſo oft ihn in zu nahe Berührung mit der niederträchtigſten Gemeinheit bringt, während das öffentliche Spiel die Galerie keineswegs untereinander zu verbrüdern pflegt; doch iſt auch wiederum durchaus nicht zu läugnen, daß durch lang andauerndes öffentliches Spiel ein Mann von hoher Stellung ſich in der allgemeinen Meinung herunterſetzt, und ſomit der Würdigkeit ſeines Standes Vieles vergibt. Am Beſten mag es für einen ſolchen ſeyn, wenn er die Zerſtreuungen, welche das Spiel gewährt, nur in angemeſſener Geſellſchaft genießt, unter Leuten, denen Gewinn oder Verluſt ſo wenig wahren Nutzen oder Schaden bringt, als ihm ſelbſt. Eine ähnliche Meinung vom Spiel ſcheint auch Auguſt der Starke gehegt zu haben. Zu Venedig trat er bei einem Feſte maskirt an die Bank und ſetzte einen Thaler. „Für den Bedienten," ſagte ſchnöde der Banquier, worauf der Prinz: „Va banque!" Da man den Satz zu halten zauderte, zeigte er

einige Kleinode unter dem Domino, und die Karte fiel zu seinen Gunsten. Der erschrockene Banquier bot ihm nun den Gewinnst, den August mit einer Handbewegung zurückwies, worauf er ausrief: „Für den Bedienten!“ und den Rücken wandte. Bei alledem liegt dennoch ein nicht ganz unhaltbarer Gedanke in dem Verfahren des Londoner toryistischen Spielclubs, der, um Feindschaften unter den Mitgliedern zu verhüten, den Grundsatz aussprach, daß diese nie gegen sich untereinander, sondern allein gegen eine Bank spielen sollten, woraus den Crockfords berüchtigte Anstalt sich bildete. Besser wäre es freilich gewesen, wenn ihre Herrlichkeiten übereingekommen wären, mit einer angemessenen Beschränkung der Sätze zu spielen. Uebrigens finden wir es sehr natürlich, daß ein Hazardspiel besser gefällt, als ein gewöhnliches, und schelten nicht unbedingt diejenigen, welche ihrer Neigung dazu einigermaßen nachgeben.

Unter den Hazardspielen, welche wir gesellschaftliche nennen möchten, weil der Vortheil des Bankhaltens dabei wechselt, sind die bei uns gebräuchlichsten: das Würfeln, und von Kartenspielen: Lanzknecht (Lansquenet), Halb-zwölf (Once et demi), Einundzwanzig (Vingt-et-un), Häufeln, und das seltenste: Pharao. Das Würfeln ist das älteste Glücksspiel der Deutschen, und es scheint von uns zu den slavischen Stämmen gekommen zu seyn, wenn wir dem alten Hajek glauben wollen. Die Griechen und Römer waren leidenschaftliche Würfler, und wie sehr dieß

Spiel von jeher den Deutſchen geläufig war, geht daraus hervor, daß ſie, als verſtände ſich das von ſelbſt, der geometriſchen Figur des Cubus den Namen des Würfels gaben. Schon Tacitus erwähnt der ungemeſſenen Spielſucht der alten Germanen, und wie ſie ſtets getreulich zahlten, was ſie verloren, Geld und Gut, Haus und Hof, endlich ſich ſelbſt; dieſe Ehrfurcht vor dem eigenen, im Spiel gegebenen Wort beſteht noch, und daraus entſprungene Verbindlichkeiten heißen vorzugsweiſe Ehrenſchulden.

Auch die alte Sitte, Würfel in der Taſche ſtets mit ſich zu führen, iſt noch nicht ganz unter uns erſtorben, und hat ſich vorzüglich bei Fuhrleuten und Hausknechten erhalten; dabei fehlt ſelten der Becher mit den Würfeln auf einem Zechtiſch, weil die Wirthe nichts lieber ſehen, als wenn die Gäſte „Wein heraus würfeln," wie der Kunſtausdruck heißt, und weil ſie auch bei ſonſtigen Würfelſpielen mehr Vortheil finden, denn die Gäſte trinken mehr dabei, als bei den Karten. — Die gewöhnlichen Methoden des Würfelſpiels ſind ſo ziemlich allgemein bekannt. Faſt durch alle können hitzige Spieler ziemlich weit geführt werden, auch bei einem Anfangs ganz geringen Satz, z. B. wenn die aufgelegte Bank nur aus drei Kreuzern beſteht, die, bei zehn bis zwanzig guten Würfen des Banquiers, alsbald zu Kronenthälern und Goldſtücken anwachſen können, indem ſchon der zehnte glückliche Wurf, wenn fortwährend die ganze Maſſe gehalten worden, die ausgeſetzte Summe zu tauſend und vier-

undzwanzigfachem Werth erheben muß, woraus denn folgt, daß der ſich ſo ſteigernde Gewinnſt der drei Kreuzer beim zwanzigſten Eintreffen über 52,000 Gulden betragen würde. Nun ſind freilich zwanzig Glückswürfe hintereinander eine zwar nicht unerhörte, doch ſeltene Sache, und Spieler, von denen eine ſo geringfügige Bank aufgelegt wird, verſteigen im Verlauf des Spiels ſich höchſtens zu Sätzen von einigen Thalern; will man ſich aber überzeugen, wie weit dieſes Spiel führen könne, ſo kommt es nicht auf die abſolute Summe an, ſondern auf deren relativen Werth; denn ſo wie der Groſchen des armen Würflers beim fünften Glückswurf zu 1 fl. 36 kr. anwächst, wird das Goldſtück des reicheren zu zweiunddreißig Stücken, was wir hier anſchaulich zu machen uns bemühten, weil auch bei noch andern Hazardſpielen, vor allen beim Lanzknecht, daſſelbe Verhältniß eintritt, und vor dem fünften Gewinne des Banquiers die Pointeurs ſelten aufhören, nach der Reihe die ganze Maſſe zu halten, worauf ſie dann anzufangen pflegen, nur geringere Sätze zu wagen.

Unter den Kartenſpielen iſt wenigſtens der Name des Lanzknechtes der älteſte, und die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß es auch wohl noch daſſelbe Spiel ſey, welches um das Jahr 1392 ſchon den Franzoſen bekannt war, die ſich die deutſche Benennung mundrecht machten, indem ſie dieſelbe in Lansquenet verwandelten; denn es hat in ſeiner Einfach-

heit eine unverkennbare Analogie mit dem uralten Würfeln auf „gut ſtehen ſie," vor Allem aber dadurch, daß die Bank dabei eben ſo gehalten wird und in derſelben Art weiter geht. — Im achtzehnten Jahrhundert war Lansquenet das vornehme Spiel am franzöſiſchen Hof, und unter Ludwig XIV. auch noch ein anderes, Bassette genannt, deſſen Regeln vergeſſen ſcheinen, [1]) ſeit dieſer König in einem Anfall übler Laune, nachdem er viel darin verloren, es gänzlich verbot, wie er denn überhaupt kein nobler Spieler war. — Nicht ganz ſo einfach als der alte Lanzknecht ſind die bekannten Spiele Halbzwölf und das verwandte Einundzwanzig. — Viel älter als dieſe, von der urſprünglichen Einfachheit ſich entfernenden Spiele iſt Pharao, das einige Aehnlichkeit mit dem Lanzknecht hat; aber der Pointeur iſt nicht genöthigt, auf die Karten zu halten, welche ihm der Zufall durch die Hand des Banquiers zuweiſt, ſondern er hat ein ſogenanntes „Buch" vor ſich, nämlich die dreizehn Blätter vom Aß hinauf bis zum König, ſo daß er die Karte wählen kann, auf die er ſetzen will, wobei auch unter der Galerie keine Reihenfolge herrſcht, außer daß der den Vorzug vor den Andern behauptet, der für ſeine Karte va banque! ruft, denn der Banquier iſt nur mit dem aufliegen-

[1]) In Italien wird es noch geſpielt, wie wir nach dem erſten vereinzelten Erſcheinen dieſer Abtheilung unſeres Büchleins in Erfahrung gebracht haben.

den Betrag gegen die Pointeurs verantwortlich und nicht darüber. Die Entscheidung ist ganz einfach, je nachdem die Karte beim Aufschlagen rechts oder links fällt, und Pharao war deßhalb ehemals auch das Spiel an öffentlichen Banken, gab aber dem Betrug zu sehr Raum, sobald der gewinnende Spieler nicht alsogleich sein Geld einzog, sondern durch verschiedenes Biegen der Karten andeutete, daß er den verdoppelten, vervierfachten Satz immer noch halte. Späterhin malte man die Bücher auf die Tafel, was aber auch seine Mißstände hatte, so daß das um Vieles sicherere Rouge-et-Noir in Aufnahme kam, wobei weder die Galerie noch die Bank leicht betrügen können. Man muß sich sehr hüten, unter Unbekannten Pharao zu spielen, da es viele Glücksritter gibt, die mit dem Volteschlagen meisterlich umzugehen wissen.

Besonders sind es die Hazardspiele, auf welche falsche Spieler gern sich legen; und falsche Spieler gab es von jeher in allen Ständen, so daß auch unsere Tage unter Andern von einem solchen wissen, welcher der stolzesten Aristokratie Europa's angehört. Die Unannehmlichkeiten, in welche die Gesellschaft von Glücksrittern, und vorzüglich das Spielen mit ihnen, einen wohlerzogenen Mann verwickelt, sind meistentheils der Art, daß der Geldverlust dabei noch der erträglichste scheint. — Doch wie immer auch der Mann, dem Andrang der Leidenschaft willenlos erliegend, durch übermäßiges Spielen und die damit

verbundenen Ausschweifungen in schlechter Gesellschaft seinen Namen entwürdige, noch bleibt ihm übrig, um Vieles tiefer zu sinken, so lange er nicht mit den Juden in die Schranken trat, und mit Schmuel und Mauschel in die Wette auf das Fallen und Steigen des Courses speculirte, wie sich Frankreichs neue Geldaristokratie muß vorwerfen lassen, und wie es auch in Deutschland nicht ganz unerhört ist, trotz Nadasty's edlem Beispiel, der, als Finanzminister auf die Höhe des Geldmarktes gestellt, mit adligem Stolze an der niedrigen Versuchung vorüberging, ohne sie nur als eine solche anzuerkennen.

Wenn wir bisher unter den Spielen einige benannten, welche unter gegebenen Bedingungen und Verhältnissen als erlaubt zu erklären sind, so trifft nun unser Blick auf eine Classe, in der sich welche finden, die wir schier unbedingt empfehlen müssen, nämlich diejenigen unter den Wetten, welche sich auf ritterliche Uebungen gründen, während jede andere Wette nur als ein gewöhnliches Hazardspiel zu betrachten seyn dürfte. Die edlen Wetten nimmt bei uns sogar das Gesetz in Schutz, denn nachdem es z. B. im badischen Landrecht erklärt hat, daß keine Klage auf Zahlung einer Spielschuld oder einer Wette Statt habe, sagt es: „Spiele zur Waffenübung, als Wettrennen zu Fuß oder zu Pferd, Wettfahren, Ballspiel und andere gleichartige Spiele, wobei es auf Gewandtheit und Leibesübung ankommt, sind von jenem Verbot ausgenommen. Das Gericht

darf jedoch auch hier die Klage verwerfen, wenn die Summe übertrieben erscheint."

So wie das Reiten die vornehmste ritterliche liche Uebung ist, so gibt es auch zu gar vielen Wetten von Bedeutung Anlaß, wie zu Gewaltsritten, deren wir im Abschnitt von der Reitkunst ein Paar erwähnt haben, und denen wir noch eine große Anzahl hätten zufügen können, wenn wir nicht gefürchtet hätten, zu weitläuftig zu werden; hier führen wir nur als Beispiel einen Deutschen, den Rittmeister von Schenkendorf an, der sich durch einige glücklich ausgeführte Wettritte bekannt gemacht hat. Die Reitwetten bestehen gewöhnlich darin, daß Einer sich verpflichtet, irgend eine Aufgabe zu Roß auszuführen, selten aber in einem eigentlichen Wettrennen, wobei zwei oder mehrere einander zu überholen trachten, wie die Jockey's auf der Rennbahn. — Anders wird es jedoch mit den Schießwetten gehalten, wobei gewöhnlich alle Wettenden mitschießen, manchmal aber auch nur Einer eine Aufgabe durchführt, indem er z. B. mit der Pistole die Puncte aus einer Karte schießt. So waren zwei Brüder, die, jeder ein Faustrohr und einen Thaler in den Händen, sich, so oft es galt, einander auf zehn Schritte gegenüber stellten, und auf ein gegebenes Zeichen a tempo sich die Geldstücke aus der erhobenen Linken schoßen; und wir selbst haben schon mehr als einen Burschen gesehen, der mit der größten Zuversicht seinem Herrn ein Geldstück als Ziel für die Pistolenkugel hinhielt.

Einem Juden, der in Folge einer Wette gleichfalls den Thaler hielt, wurde die Fingerſpitze zerſchmettert, wobei er, ehe er des Schmerzes gedachte, voller Freuden ausrief: „Ich hab' gewonnen!“ — Das Wettſchießen mit der Pürſchbüchſe findet meiſt nach Beendigung einer Hirſchjagd Statt, wenn nicht etwa die Herren beim Eſſen zu fleißig und tief in den Becher ſahen, und nun ſtatt zu der Büchſe zu den Würfeln greifen.

Die gewöhnlichen Wettſpiele finden ſich am häufigſten in England, denn die Britten wetten auf alles Mögliche, oder ſogar noch auf das Unmögliche, am meiſten aber bei öffentlichen Wettrennen, bei Hahnenkämpfen und dergleichen mehr. Wetteten doch einſt Fox und Sheridan, indem ſie Piccadilly hinabgingen, wer die meiſten Katzen am Fenſter, jeder auf ſeiner Seite, ſehen würde! Der pfiffige Sheridan hatte die beſonnte Seite gewählt und gewann. Oft erhalten ſolche Wetten einen ganz großartigen Anſtrich, wenn z. B. in Folge derſelben und um ſie zur Entſcheidung bringen zu können, Reiſen bis in die fernſten Länder unternommen werden; doch häufiger noch iſt bloß ihre Sonderbarkeit auffallend, und das Halten auf die ſtrengſte Regelmäßigkeit, ſo daß wir ganz geneigt ſind, an das berüchtigte „Halt, das iſt gegen unſere Wette!“ der zwei Gentlemen zu glauben, das ſie riefen, als ein Schiffer dem mit den Wogen ringenden Mann zu Hülfe kam, für und gegen deſſen Entkommen ſie gewettet hatten; denn wie in ihren Ge-

ſetzen nehmen die Engländer auch in den Regeln der Spiele Alles wörtlich; wenn der Jockei die Kappe, den Sporn oder die Reitpeitſche verliert, kann er den Preis des gewonnenen Vorſprunges einbüßen, und wer im Schachſpiel eine Figur anrührt, muß ſie auch ziehen.

Unſere Vorfahren pflegten nicht ſo häufig als wir bei ritterlichen Uebungen Mann gegen Mann zu wetten; aber das Bezahlen der Leggelder bei großen Schießen iſt ebenfalls ein Wettvertrag, und dieſe Schießen waren auch oft mit andern Uebungen verbunden, wie jenes zu Augsburg im Jahr 1470, von dem wir leſen, daß der Münchner Herzog Chriſtoph dabei im Laufen ein Kleinod gewonnen, „einen Ring um vier Gulden," und einen gleichen im Springen. Bei demſelben Schießen gab's auch andere Luſtbarkeiten: ein Pferderennen, bei dem Herzog Wolfgang von München den erſten Preis, eilf Gulden werth, gewann, und den zweiten ſogar mit zwei Pferden; ferner „ein Abentheur," nämlich einen Glückshafen, darin das Beſte 40 fl. werth war, ein großes Kegelſchieben von 6 fl., und zur Augenweide der Schützen ein Wettrennen der „gemeinen Frauen" um ein Stück Barchent, bei dem ein fahrendes Fräulein von München den Preis gewann. Bei Turnieren und Stechen wurde kein Leggeld bezahlt, und bei manchen Rennen nicht einmal ein Dank ausgeſetzt, ſo daß die Herren nur um der Ehre willen einander aus dem Sattel warfen; doch kamen auch dabei hin

und wieder Wetten vor, welche Einzelne miteinander eingingen. — In England ſcheint das Wetten bei ritterlichen Uebungen ebenfalls ziemlich alt, und zu Shakspeare's Zeit ganz gewöhnlich geweſen zu ſeyn, da Slender in den luſtigen Weibern von Windſor ſagt: „Ich habe neulich braune und blaue Male davongetragen, als ich mit dem Fechtmeiſter auf Dolch und Degen in drei Gängen um ein Gericht Zwetſchgen ſpielte.“

In unſerer Zeit iſt eine gewiſſe Bequemlichkeit übrigens der vorherrſchende Charakterzug, und die meiſten Leute lieben es, den Erfolg ihrer Spiele und Wetten ohne eigene körperliche Anſtrengung herbeikommen zu ſehen. Manche nennen dieſe Trägheit eine türkiſche, aber mit großem Unrecht, denn der Prophet hat die weiſe Vorſicht geübt, den Gläubigen alle Hazardſpiele zu verbieten, und ihre Spiele ſind, außer dem Schach, nur ritterliche Uebungen, wie das Dſcheridwerfen.

VII.

Das Zechen.

An der Tafel eines deutschen Fürsten erwähnte ein Gelehrter, als die Rede auf das Zechen kam, wie schon Tacitus berichte, daß die Deutschen dem Becher sehr gewogen seyen; da fragte ein grauer Edelmann: „Wie lange ist es wohl her, daß dieser Tacitus lebte?“ — „Ei, das mag bereits an die fünfzehnhundert Jahr her seyn.“ — „Nun denn,“ sprach der Ritter, „so wollen nicht wir es seyn, die ein so altes, gutes Herkommen in Verfall gerathen lassen.“ — Und seit jener wackere Deutsche getreulich das Seinige beitrug, der starken Väter Brauch aufrecht zu erhalten, sind wiederum drei Jahrhunderte vorübergegangen, und auch wir sind keineswegs gesonnen, das „alte, gute Herkommen“ abzuschaffen; laßt uns daher freisam und ohne Gefährde zechen, wie die edlen Vorfahren thaten; doch ferne bleibe dem fröhlichen Gelag der falsche Schalksknecht, der fürchten muß, daß ihm das treulose Herz auf die Zunge trete und

der güldene Trank seine Anschläge verkundschafte, und vor Allem hütet euch vor jenen nüchternen, dem Anschein nach so ehrbaren Gesellen, die, wo der Becher kreist, nicht ehrlich mithalten, sondern statt dessen sich auf die Lauer legen.

Da wir aber nicht den vollen Brüdern und andern Bärenhäutern das Wort reden wollen, so müssen wir diejenigen ausnehmen, deren schwache Gesundheit oder zu große Jugend den Wein zu einem Feinde verkehrt, welcher, statt sie angenehm zu erregen und zu erheitern, nur ihren Kopf betäubt, ihre Sinne verwirrt, ihre Vernunft auslöscht und ihnen, zur Ausführung seiner bösen Rathschläge, die Rücksichtslosigkeit mit der Stärke des Wahnsinns einflößt.

Die Vorfahren, welche nichts so sehr als körperliche Kraft schätzen, sahen auch im Zechen eine Aeußerung, einen Wettstreit derselben, und hielten es daher für einen Vorzug, andere darin überbieten zu können, für eine Feigheit, sich freiwillig für überwunden zu bekennen, wenn auch für keine Schande, überwunden unter die Tafel zu rollen. Heutzutage wird nur verlangt, daß bei vorkommender Gelegenheit ein rüstiger und gesunder Mann ehrlich mitmache, doch so, daß er noch einigermaßen seiner Sinne mächtig bleibe, und daß er sich nicht zu einem Gewohnheitstrunkenbold gestalte, was zu dem Stand unserer jetzigen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr paßt. Vorzüglich gilt dieß von ritterlichen Männern, welche einerseits, da die Ausbildung und Uebung der körper-

lichen Kraft zu ihrem Berufe gehört, auch beim Becher als unerschrockene Soldaten und Jäger sich tapfer halten sollen, und andrerseits, da feinere Sitten ihnen unerläßlich sind, nicht für volle Brüder gelten dürfen; ebenso ist dieser Grundsatz auch auf die Künstler anzuwenden, welchen es nicht zu verwehren, daß sie, die engen Gränzen des gewöhnlichen Lebens überschreitend, auch dem Wein huldigen, wie der Liebe, nur geschehe beides mit Geschmack, nach jenem großen, auch in dieser Hinsicht unübertroffenen Vorbild: Goethe, den wir als einen der ausgezeichnetsten Lebenskünstler bewundern, wenn auch dieser Vorzug, der ihn selbst beglückte, der Nachwelt gleichgültig bleiben kann, in so fern sie nur die hinterlassenen Werke, nicht den Dichter selbst in Anschlag bringt.

Der deutsche Adel zeichnet sich immer noch im Zechen vor seinen Standesgenossen in andern Ländern aus, wie schon vor Jahrhunderten; und auch hier müssen wir aus früherer Zeit wieder ein Muster erwähnen, dessen wir bereits bei anderer Gelegenheit gedacht haben: August den Starken, den nie ein Sterblicher niedergetrunken. Als ein kaum zwanzigjähriger Jüngling richtete er Venedigs edle Jugend bei den berüchtigten Abendschmäusen im Hause der Trompetina übel zu, ohne je die geringste Unbequemlichkeit davon zu spüren. Er hätte es leicht dem ehrenfesten Schweinichen nachgethan, der, als sein Fürst (wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet) von ihm bei

einem Biſchof behauptete, er würde den Schwenkkeſſel von fünf Maß wohl auf einen Zug leeren können, beſcheidentlich hinter die Thüre trat, zur Probe das Kunſtſtück unternahm und dann hervorkommend ſagte: „Ihre fürſtliche Gnaden, ich glaube mich deſſen unterſtehen zu können; laßt nur füllen!“ Uebrigens geſteht Schweinichen ſelbſt ein, daß er zwar allezeit im Zechen ſich tüchtig gehalten, aber ſehr zweifle, ob das läſterliche Trinken dem Heile ſeines Leibes und ſeiner Seele zuträglich geweſen ſey. In Polen hat Auguſt auch manchen guten Zug gethan und noch lebt jenes ſonderbare Sprichwort: „Quand Auguste boit, la Pologne est ivre!“

Das Zechen iſt ein geſelliges Vergnügen, und ein Mann, der für ſich allein mehr trinkt, als juſt der Durſt erfordert, iſt entweder ſchon ſehr verſunken oder — ein Britte. Die Engländer nämlich tragen eine gewiſſe Scheu vor fremden Geſichtern und ziehen deßhalb die Einſamkeit der Geſellſchaft unbekannter Leute vor, während im Gegentheil die Franzoſen um jeden Preis mit andern zu verkehren ſuchen und z. B. an einer Wirthstafel den Champagner als Vermittler herbeirufen, den ein Sohn Albions, ſo ihm die Laune ankommt, für ſich allein ſchlürft, nachdem er ſich allenfalls noch über die Frage des Kellners: „wie viel Gläſer?“ verwundert. Unter guten Freunden aber wiſſen die Engländer recht wacker zu zechen; nachdem von der Tafel die Damen aufgeſtanden, geht die Flaſche munter im Kreiſe, die Geſundheiten werden

ausgebracht und die Fröhlichkeit, der Fesseln entledigt, regt und bewegt sich. Da die Gläser jedoch nach alter Sitte immer auf Einen Zug geleert werden müssen, hat man den Ausweg ergriffen, sie nicht voll zu schenken, während bei uns das Leeren auf Einen Zug so ziemlich abgekommen ist, wie das ehemalige Zutrinken und Bescheidthun, das eine große Last war; einst gab es Verbote dagegen, die aber nichts halfen, so lange sie noch mit den Sitten im Widerspruch standen, wie der Reichstagsbeschluß vom Jahr 1500, der bei vollen Bechern verspottet ward.

Daß von jeher das Zechen oft in das Laster des Vollsaufens ausartete, brauchen wir kaum zu erwähnen, so wenig als daß die gebrannten Wasser in neueren Zeiten diesem Laster den traurigsten Vorschub leisteten; schweigend wenden wir den Blick von der niedrigen Ausschweifung und ihren Folgen, und betrachten nur die fröhliche Abweichung vom Pfad strenger Nüchternheit, den bemitleidend, der sich das versagt, was die Natur ihm so gütig darbietet, um sein Herz zu erfreuen.

Den Wein verachtet übrigens keines der Völker, die ihn ziehen; Spanier und Italiener trinken sogar sehr viel, und haben Unrecht, die Nordländer unmäßig zu schelten, denen der feurige Saft schneller zu Kopf steigt als ihnen, die für so nüchtern gelten wollen, bloß weil die Gewohnheit sie mehr vertragen lehrte, denn ein Neapolitaner z. B. nimmt im Tage eine weit größere Masse Weins zu sich, als der Schweizer-

Soldat, der, ein Spott der Kinder, am Abend der Kaserne zutaumelt. So ging es in Welschland auch unsern Vorfahren, und seit Jahrhunderten heißen deßhalb die Deutschen dort Trunkenbolde. Einige Deutsche haben in Italien jedoch die Tugend der Mäßigung gelernt, die mehr werth ist, als die Mäßigkeit an und für sich; so haben Manche sich vom heiligen Vater Schutzbriefe ausstellen lassen, auf daß Niemand mehr sie nöthigen dürfe, über ihren Willen Bescheid zu thun; andere haben daheim ein Urgicht ausgestellt und Urfehde geschworen, daß sie sich mäßigen wollen auf eine gewisse Zeit, oder für immerdar, gewöhnlich unter Strafgeding, aber nie bei ihrem Ehrenwort. — In Schweden befahl dereinst ein altes Herkommen, daß keine Gesundheit mehr ausgebracht werden durfte, nachdem die der heiligen Jungfrau Maria getrunken war.

Während jedoch heutzutage Leute von Erziehung stets mit einer gewissen Auswahl den Freuden des Bechers zu huldigen pflegen, und somit das Zechen als eine noble Passion treiben, gibt es auch noch viele, welche das Saufen als eine Aufgabe ihres Lebens zu betrachten scheinen; namentlich trifft dieser Vorwurf ganze Gesellschaften von Jünglingen, die, während sie die Hoffnung der Wissenschaft und Gelehrsamkeit vorzustellen berufen sind, ihre allenfallsigen Geistesgaben in den Dünsten wüster Räusche ersticken, bevor sie sich noch entwickeln können. Wir mögen es allenfalls nachsehen, wenn solche, deren Beruf in

Feld und Wald, hinaus in die freie Luft zu fortwährender Bewegung und Anstrengung führt, sich öfter als eigentlich gut wäre, mit dem Zechen vergnügen; denn ob sie auch an jeglichem Abend mit schwerem Haupte sich zu Bette legen, so wendet doch ihre sonstige Lebensart die schlimmsten Folgen ab, oder verzögert sie mindestens; auch müssen wir den Offizier entschuldigen, der in die trockene Langeweile und Leerheit des Garnisonslebens durch häufige Anfeuchtungen einige Abwechslung zu bringen trachtet. Was aber soll aus denen werden, die, indem sie mit wüstem Haupte und verquollenen Augen sich am Morgen erheben, einen Tag sitzender Arbeit, des Lernens und der Sammlung vor sich sehen? Entweder werden sie im Katzenjammer die kostbare, so schmal zugemessene Zeit verlungern, oder ihrer Pflicht nachzukommen trachten, und dennoch nur ihre Nerven überreizen, ohne etwas Wesentliches zu leisten; und am Schlimmsten ergeht es dabei den hochbegabten Geistern, wenn die starke Seele den aufgeregten und angestrengten Körper zur Folgsamkeit zwingt, und ihn so in unverhältnißmäßig kurzer Zeit aufreibt. Somit sind die Folgen jener Kameradschaften von Studenten, in denen fidele Brüder sich wie alte Kriegsgurgeln einander auf's Leder saufen, dreifach: sie machen ihre Mitglieder zu Taugenichtsen und Tagdieben, sie verwandeln die Fähigern in junge Greise, sie graben den Besten, so wie den körperlich Schwächern eine frühzeitige Gruft. So ist es auch schon vorgekommen,

daß reifere Männer von ausgezeichneten Talenten durch die vereinte Aufregung des Weines und des geiſtigen Schaffens ihr Leben zerſtörten, wie Mozart und Callot-Hoffmann.

Hiemit ſchließen wir dieſe flüchtigen Bemerkungen über die noblen Paſſionen, die ſo viel Freude und zugleich ſo viel Leid über die Welt bringen, und die ſo mächtig in alle Verhältniſſe des Lebens eingreifen, daß es nicht in den Kräften des Verfaſſers ſtand, ſie gründlich zu erörtern, wenn dieß etwa auch ſein Zweck geweſen wäre. Wir werden uns glücklich ſchätzen, wenn es uns gelungen, ein müßiges Stündlein einem edlen Manne wegzuplaudern, der, auf ein thatenreiches Leben zurückſchauend, dabei auch ſeiner noblen Leidenſchaften denkt, und wie er ſie geübt; noch mehr aber, wenn irgend ein Jüngling durch unſere Worte ſich in dem Vorſatz geſtärkt fühlt, auch in ſeinen Vergnügungen an adeligem Thun und Weſen feſtzuhalten, und nie über jene Schranken zu ſetzen, von wannen keine Rückkehr mehr iſt. Vielleicht geſchieht es auch, daß Einer oder der Andere von denen, die wir ſpielend zu belehren trachteten, zum Nachdenken über Verhältniſſe angeregt wird, die er bisher keiner näheren Betrachtung für würdig hielt, und ſo die thatſächliche Darſtellung in ihm bewirkt, was nie die Ermahnungen eines Sittenlehrers, und ſpät erſt, oder zu ſpät, das Leben und ſeine blutigen Zurechtweiſungen vermocht hätten.